

Herbert G. Stargaard

# Weg einer Königin

Das Leben der Christine Wasa



Springer

# Weg einer Königin



Herbert G. Stargaard

# Weg einer Königin

Das Leben der Christine Wasa

---

Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH

*Dr. Rudolf Foerster*

*vom Verfasser*

ISBN 978-3-663-00877-4      ISBN 978-3-663-02790-4 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-663-02790-4

Einband und Umschlag von Otto Linnekogel

Alle Rechte vorbehalten

1942

Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1942

## I

Die Königin saß regungslos.

Ihre großen Augen blickten in die Ferne, und die Worte des Kanzlers hörte sie kaum.

Die Edelleute, die Generale, die Bischöfe Schwedens waren versammelt, um bei der Übergabe des Reiches Christine zu huldigen.

Während Axel Oxenstjerna sprach, dachte die Königin an ihren Vater, den großen Gustav Adolf, der im Jahre 1630 in den deutschen Krieg gezogen war.

Für die Abreise hatte man der kleinen Christine einen Abschiedsgruß eingelernt, den sie aufsagen sollte, und da der König beschäftigt war und nicht auf sie achtete, zog sie ihn an seinem Lederkoller, so daß er sich umwandte und auf sie blickte. Er nahm sie in seine starken Arme und konnte seine Tränen nicht zurückhalten; er bedeckte ihr Gesichtchen mit Küssen, und auch Christine weinte, sie weinte drei Tage lang, so daß sie fast das Licht der Augen verlor. Alle, die zugegen waren, raunten, dies sei ein schlimmes Vorzeichen.

Auch an die kleinen Unfälle, die ihr durch die Unachtsamkeit der Wärterinnen zugestoßen waren, dachte sie; eine von ihnen hatte sie fallen lassen; ihre linke Schulter war davon höher ge-

blieben als die rechte, aber der Unterschied war gering, kaum bemerkte es jemand.

Doch sie litt darunter; auch die Mutter, die Königin Eleonore aus dem Hause Hohenzollern, hatte anfangs eine Abneigung gegen das kleine Mädchen. Doch der König liebte es über alles, denn die beiden zuvor geborenen Kinder waren tot zur Welt gekommen. Als man ihm das Mädchen brachte, sagte er dankbar: „Ich hoffe, sie wird mir einen Knaben ersetzen, und ich bitte Gott, daß er sie mir erhalte, wie er sie mir gegeben hat . . .“

Er befahl ein Tedeum und Freudenkundgebungen wie nach der Geburt eines Prinzen.

Als das Kind einst schwer erkrankte und der König weit weg von der Hauptstadt ein Bergwerk besichtigte, beschleunigte er seine Rückkehr so sehr, daß er den Gewaltritt in 24 Stunden schaffte, was noch keinem Kurier jemals gelungen war. Nach der Gesundung des Kindes nahm er es mit sich nach Kalmar. Damals zählte Christine noch nicht zwei Jahre.

Der Festungskommandant wußte nicht, ob die Kanonen dem Brauch gemäß Salut schießen sollten, und aus Furcht, die Kleine zu erschrecken, auch um keinen Fehler zu begehen, holte er die Befehle des Königs ein. Nach kurzem Nachsinnen sagte Gustav Adolf: „Schießt, sie ist ein Soldatenkind, sie wird sich daran gewöhnen, sie ist tapfer!“

Christine saß bei der Königin im Wagen, und als der Salut ertönte, lachte sie und klatschte zur großen Freude des Königs in die Händchen. Seitdem nahm sie der Vater stets zu den Truppenbesichtigungen mit; er scherzte gern mit ihr und meinte oft: „Laß mich nur machen, ich werde dich eines Tages dahin führen, wo du ganz zufrieden sein wirst . . .“

Christine schrak aus ihren Gedanken auf, denn der Kanzler sprach mit einem Male lauter. Aber dann fiel sie wieder zurück in ihre Träumereien . . .

Die Königin, ihre Mutter, war damals dem Könige nach Deutschland gefolgt, und die Aufsicht über Christine erhielt die Halbschwester des Vaters, die gottesfürchtige Katharina. Sie war mit Johann Kasimir von Pfalz-Zweibrücken verheiratet, der in Schweden lebte, aber als Deutscher ohne Einfluß blieb. Christine hatte ihrem Vater oft in deutscher Sprache nach Deutschland geschrieben und ihm versichert, daß sie fromm, fleißig und eine gehorsame Tochter sei.

Dann war jener schlimme Nebeltag des 6. November 1632 gekommen, da Gustav Adolf den Heldentod bei Lützen fand. Für Deutschlands Zukunft war er zur rechten Zeit, für sein eigenes Land viel zu früh gefallen.

Deutlich stand vor Christines Augen der Tag, an dem sich die Stände zum Reichstag in Stockholm versammelten, um der sechsjährigen Prinzessin zu huldigen. „Wer ist die Gustavstochter?“ hatte der Sprecher der Bauern gefragt. „Wir kennen sie nicht, wir haben sie nie gesehen!“ Ein beifälliges Murmeln war an das Ohr der kleinen Erbin gedrungen, und ein stolzer Trotz war in ihr aufgestiegen. Der Marschall des Reichstages hatte sich vor die Bauern gestellt, die sich zusammendrängten und Christine mit durchdringenden Blicken maßen. Eisiges Schweigen lag im Raum, dumpfes, drohendes Schweigen. Trotzig blickte sie auf die bösen Gesichter, trotzig und unerschrocken. Ihre Kinderaugen wanderten von einem zum anderen, und als ihr Blick schließlich auf dem Sprecher der Bauern haften blieb, da schlug dieser die Augen vor der kleinen Prinzessin nieder und sagte in die dumpfe Stille hinein: „Sie ist es . . . das sind die Nase und die Stirn und die Augen des Königs Gustav . . . sie soll unsere Königin sein!“

Und das Schweigen wurde jäh durchbrochen von dem beifälligen Gemurmeln der Männer. Da leuchteten ihre klugen Augen, und ihr kleiner Körper reckte sich.

Dann waren alle zu ihr gekommen und hatten ihr die Hand geküßt. Bald darauf erschien eine Gesandtschaft des Zaren in Nyköping, wohin sie gereist war, um ihre Mutter zu

empfangen, die dort mit der Leiche des großen Königs landen sollte. Der Hof war besorgt gewesen, daß die Gesandten des Zaren dem Kinde Furcht einflößten; deshalb wurde es schonend vorbereitet und gebeten, sich nicht zu ängstigen, es würde ihm nichts geschehen. Zornig fragte Christine, warum sie Furcht haben solle? Die Höflinge erwiderten, die Moskowiter seien seltsam gekleidet, trügen lange Bärte und hätten ein abstoßendes Äußeres. Der Reichsadmiral und der Reichsmarschall, die ihr dies erzählten, trugen jedoch selbst lange Bärte.

„Warum sollte ich denn die Gesandten des Zaren fürchten, wenn ich euch nicht fürchte?“ fragte Christine darum. Dann erteilte sie mit hoheitsvoller Miene die Audienz.

Indessen kam auch ihre Mutter. Nie würde Christine vergessen, wie sehr die Mutter geweint hatte. Sie verließ den Toten nicht und wich nicht aus seiner Nähe. Ihre Liebe zu ihm war eine große, eine hohe, eine heilige Liebe, die weit hinaus über den Tod währte. In einem goldenen Gefäß trug die Gattin das Herz des Königs mit sich.

An die endlosen Trauerzeremonien erinnerte sich Christine seltsamerweise nur wenig. Damals begriff sie die Schwere des Verlustes noch nicht.

Die Königin-Mutter schloß sich in ein Gemach ein, das vom Fußboden bis zur Decke mit

schwarzem Tuch ausgeschlagen war und dessen Fenster keinen Lichtstrahl durchließen; schwere, drückende Stille lag in diesem Raume des Todes. Tag und Nacht brannten Kerzen in silbernen Leuchtern, und der Lichtschein warf gespenstische Schatten an die Wände.

Obgleich man der Mutter die Regentschaft entzogen hatte, regierte sie die kleine Königin, und sie entfernte auch Katharina, mit der Begründung, daß sie selbst das Kind erziehen müsse. Sie liebte die Tochter zärtlich und sagte oft, sie sei das Ebenbild des Königs.

Christine mußte bei ihr schlafen und alle Stunden des Tages mit ihr verbringen. Sie hatte sich, um diese lästige Erziehung ein wenig abzuschütteln, eifrig ihren Studien hingegeben. Mit Schrecken dachte Christine an die Hofnarren und buckligen Zwerge, die in die Gemächer der Mutter gekommen waren; sie hatte Ekel vor diesen Gestalten empfunden, Ekel und Furcht zugleich.

Der Reichskanzler setzte schließlich die Trennung von Mutter und Tochter durch; die Königin-Mutter zog sich mißgestimmt nach Gripsholm zurück, während die Gräfin Katharina wieder mit der Erziehung des Kindes betraut wurde.

Der König hatte zu seinen Lebzeiten befohlen, daß Christine wie ein Mann erzogen werde; so wurde mehr ein König denn eine Königin her-

angebildet. Sie lernte bald Deutsch, Lateinisch, Französisch, Englisch, Spanisch, Niederländisch und Griechisch, dazu Astronomie, Geographie, Arithmetik. In der Staatskunst unterrichtete sie der Kanzler täglich einige Stunden, und sie liebte diese Stunden über alles. Neben Oxenstjerna verehrte sie besonders ihren Lehrer Doktor Matthiä, den Bischof von Strengnäs, den ehemaligen Hofprediger Gustav Adolfs.

Ja, sie war immer fleißig gewesen und hatte immer den Wunsch gehabt, alles zu wissen, was ihr wissenswert erschien. Ihrem Lehrer vertraute sie auch an, was sie bedrückte oder erfreute. Aber Kind unter Kindern war sie nie gewesen. Mit Wehmut dachte sie daran, als sie auf dem Thron saß, wie einsam sie war. Auch in diesem Augenblick überkam sie dieses Gefühl der Verlassenheit, und es schien ihr, als klaffe ein tiefer Abgrund zwischen ihr und der glänzenden Versammlung, die im Saale stand und auf sie blickte.

Aber hatte ihr Gott nicht jenes Zeichen der Größe aufgedrückt, das er nur denen verleiht, die er wie sie zu der Ehre bestimmte, sein Stellvertreter unter den Menschen zu sein?

Wieder hörte die Königin die tiefe, ruhige Stimme des Kanzlers. Seine Rede war lang und ermüdete sie. Sie schloß für Sekunden die Augen und dachte wieder zurück . . .

Im Jahre 1638 starb die Gräfin Katharina, und dieser Verlust betrückte die kleine Königin sehr. Und dann, an einem strengen Wintertage, da das Nordlicht gewaltig am Himmel stand, verließ die Mutter heimlich Schweden; sie ertrug es nicht, ausgeschlossen zu sein von der Teilnahme an der Regierung, denn immer noch fühlte sie sich als Königin, als die Gattin des großen Gustav Adolfs. Sie begab sich unter den Schutz des Königs von Dänemark und kehrte später nach ihrer Heimat Brandenburg zurück. Christine war ratlos gewesen, denn niemand wußte anfangs, wohin sich die Königin begeben hatte.

Schon damals empfand Christine für ihre weibliche Umgebung kein Vertrauen und auch wenig Achtung; nur eine Frau schloß sie später in ihr Herz, die Gräfin Ebba Sparre, eine blonde, zarte Schönheit, zu der sie sich sogleich hingezogen fühlte. Sie sah auf zu ihr, und es kam ihr zum Bewußtsein, daß sie selbst niemals solche Vollendung besitzen werde. Denn Christine war nicht schön, sie war klein und fast unansehnlich; nur ihre großen blauen Augen strahlten klug und aufmerksam. Selten blickte sie noch in einen Spiegel, seit Ebba bei ihr weilte, ja, sie spottete in quälerischer Selbsterkenntnis sogar über ihr Aussehen.

Aber dafür wollte sie die anderen Frauen an Klugheit und Wissen übertreffen. Auch in ihrer

Kleidung lehnte sie die Tracht der Frauen ab und zog die Überröcke der Herren vor. Stundenlang ritt sie im Sommer wie im Winter durch die riesigen Wälder. Oft ging sie auf die Jagd, doch tat es ihr immer weh, ein Tier zu töten. Sie schlief wenig und aß mäßig.

Bald wurde sie von vielen Fürsten des Auslandes umworben. Aber diese Bewerbungen galten nicht der Frau, sondern der Krone, das merkte sie bald. Da war Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg, der hartnäckig um sie warb; sie lehnte ab. Sie wußte, daß der Kurfürst große Pläne hatte, er wollte ein nordisch-baltisches Königreich gründen, ein riesiges, gewaltiges Reich. Der Kanzler Oxenstjerna hatte den Brandenburger nicht offen abgewiesen, denn er war bei den bevorstehenden Friedensverhandlungen gut zu brauchen. Aber Friedrich Wilhelm gab nicht nach; eine Gesandtschaft erschien in Stockholm, doch als sie eintraf, war Christine abgereist, weit nach dem Norden bis an den Holm-See, der dunkel am Fuße der Berge träumte. Nein, sie wollte sich keinem Manne binden, noch nicht. Auch hatte sie erfahren, daß der mächtige schwedische Adel dagegen war, denn die Hohenzollern waren zum reformierten Glauben übergetreten, was im lutherischen Schweden als ein Verbrechen galt. Noch einmal erschien ein kurfürstlicher Rat in Stockholm, doch auch diesmal hatte Christine vorher die

Hauptstadt verlassen; der Kanzler sprach mit dem Gesandten. In Deutschland aber trank man schon auf das Wohl des Paares, denn man zweifelte dort nicht an einer Bindung.

Weshalb kam der Kurfürst nicht selbst nach Stockholm, warum überraschte er sie nicht? Vielleicht hätte sie dann zugestimmt. Doch bald ließ der Fürst den ganzen Plan fallen, denn er sah ein, daß er nur hingehalten wurde.

Einer war jedoch da, dem sie ihr Wort gegeben hatte: ihr Vetter Karl Gustav von der Pfalz. Er war der Spielgefährte ihrer Kindheit, der älteste Sohn Katharinas, vier Jahre älter als sie, wenig anziehend, mittelgroß; sie hatte ihn wirklich gern, sie liebte seine heitere, natürliche Art, und deshalb versprach sie ihm ihre Hand. Einmal hatte sie gesagt, es war ihr selbst unerklärlich: „Ich werde dir einst die Krone Schwedens schenken.“ Er blickte sie groß an, er verstand sie nicht. Dann lachte er, und sie stimmte in sein Lachen ein. Warum hatte sie gesagt, daß sie ihm die Krone Schwedens schenken würde? Diese kostbarste Krone des Nordens? Dieses herrliche Land mit seinen großen Seen, seinen rauhen Wäldern, seinen hohen Bergen?

Im Jahre 1642 war Karl Gustav nach Deutschland gezogen und hatte sich unter Marschall Torstenson erste Bewährung erworben. Als er wiederkehrte — es war an einem strengen Wintertage, die Erde strahlte von Eis und

Schnee, ein Flimmern und Glitzern wie von Millionen und Abermillionen Diamanten lag auf den weiten, weißen Flächen – da fühlte sie plötzlich, daß ihre Zuneigung zu ihm erloschen war. Ein unergründlicher Widerwille gegen ihn hatte sie befallen. Nein, eine Ehe mit ihm war unmöglich. Der Krieg hatte ihn verwandelt; er aß unmäßig, und er trank mit der Gier eines verwilderten Soldaten. Sie haßte das Trinken. Nie würde sie sich ihm geben. Aber mußte sie nicht ihr Versprechen halten? Einer Königin mußte ihr Wort heilig sein! Doch lieben konnte sie ihn nicht mehr. Er erzählte ihr viel vom Krieg in Deutschland, und seine Reden waren vom Donner der Schlachten durchhallt, von Trommelklang und Paukenschall. Das hörte sie nicht gern, denn sie war trotz ihrer Erziehung eine zarte Frau, die den Frieden liebte und Ehrfurcht vor allem Leben hatte.

Zu dieser Zeit schlug ihr Herz schneller, wenn sie des blonden Grafen Magnus Gabriel de la Gardie ansichtig wurde. Graf Magnus war damals zweiundzwanzig Jahre alt. Christine hatte eine starke Zuneigung zu ihm empfunden; es gefiel ihr, daß sie sich mit ihm französisch unterhalten konnte, seine Umgangsformen waren ohne Makel, seine Lebensart galant und ritterlich. Das hing wohl mit seiner französischen Herkunft zusammen. Doch sie konnte ihn nicht zum Gemahl erwählen, dazu hätten

die Reichsstände nie die Erlaubnis erteilt. Da kam sie auf den Gedanken, den Grafen mit Karl Gustavs Schwester Marie zu verloben. Magnus willigte ein. Aber am flackernden Kaminfeuer gestand er Christine, daß er nur sie lieben werde.

Sie zeigte sich ihm erkenntlich: Magnus wurde Oberst der Garde und drei Jahre darauf Reichs- und Kriegsrat.

Christine seufzte leicht, denn der Kanzler sprach noch immer. Ach, wenn dieses Zeremoniell doch schon zu Ende wäre, es lag ihr nicht, so lange stillzusitzen auf dem silbernen Thron ihrer Ahnen.

Es war ein schweres Erbe, das sie nun antrat, denn der Krieg wütete noch immer. Schweden war eine Großmacht geworden, aber es spürte auch die erdrückende Last dieses Krieges, dieses sinnlosen Krieges, der ihr den Vater geraubt hatte.

Die Kassen des Staates waren leer, und die Macht, die Schweden sich eroberte, mußte durch das Schwert gehalten werden, sollte die Kraft sich nicht in Schwäche wandeln.

Und die Bauern? Auch mit ihnen stand es schlimm. Das ruhte alles auf den Schultern eines Herrschers, der ein Weib war. Doch Christine wollte versuchen, die Dinge zu meistern. Sie wollte zeigen, daß sie die Tochter des großen

Gustav Adolfs war. Doch würde ihr das Zepter nicht zu schwer werden? Würde ihr kein anderer Ausweg bleiben, als sich zu verheiraten? Sie verspürte weder Drang noch Lust zur Ehe. Sie mußte versuchen, eine wirkliche Herrscherin zu sein, es würde ihr gelingen. War es nicht ihre Aufgabe, Frieden zu stiften? Heute zählte sie achtzehn Jahre, heute hatte sie das Alter erreicht, das nötig war, selbst den Staat zu lenken. Nun konnte sie von ihrem Recht Gebrauch machen, wie es ihr beliebte.

Oxenstjernas Stimme hallte durch den Saal. Er ermahnte Christine, Schweden treu zu dienen und ihre Stellvertreter von ihrem Amt zu entbinden.

Endlich hatte der Kanzler geendet.

Es war sehr still im Saal. In den hohen Kaminen flackerten die Feuer. Aus der Ferne schlug hell eine Uhr. Jetzt mußte Christine sprechen. Gewaltsam riß sie sich zusammen. Weich klang ihre Stimme, als sie in das Schweigen hinein sagte: „Ich danke Euch für Euer Wort, Kanzler; ich danke Euch für die Treue und Klugheit, die Ihr dem Lande in schweren Zeiten erwiesen habt.“

Oxenstjerna neigte sein weißes Haupt. Gütig ruhte sein ernster Blick auf der jungen Königin. Er war stolz auf sie, und noch nie hatte er Unstimmigkeiten mit ihr gehabt. Nun wandte er

2 Stargaard, Königin

sich an die Stände des Reiches, dankte ihnen im Namen der Königin für alle Dienste, die sie dem Staate geleistet hatten, und versicherte, daß die Königin stets wahr und treu auf das Wohl des Reiches bedacht sein werde. Dann leistete Christine den Eid als König von Schweden.

Während sie die Eidesformel nachsprach, dachte sie an den Frieden. Sollte sie sogleich die Gelegenheit wahrnehmen, um ihren Willen zu bekunden? Aber schon brausten die Heilrufe auf. Jetzt war sie die Herrscherin des Reiches, jetzt war sie Königin!

Sie nickte den hohen Würdenträgern freundlich lächelnd zu. Dann verließ sie raschen Schrittes den Saal und begab sich in ihre Gemächer.

Die Gräfin Ebba Sparre küßte die Hand der Königin. „Wollen Majestät schlafen?“ fragte sie mit ihrer angenehmen Stimme, denn sie hatte bemerkt, daß Christines Züge nicht heiter waren und ihre Augen müde blickten.

„Ja, ich bin müde, Ebba, gib mir einen Schluck Wasser“, erwiderte Christine und setzte sich in einen tiefen roten Sessel. Durstig trank sie das Glas aus, dann lehnte sie ihren Kopf an das Polster und räkelte sich lässig.

„Es ist ein seltsames Gefühl, Königin zu sein, Ebba“, meinte sie nachdenklich, „es ist, als hätte man ein schönes, aber bedrückendes Geschenk

erhalten. Weißt du, was ich tun möchte? Ausreiten!“

„Majestät, es dürfte zu spät sein.“

Christines Miene verdüsterte sich wieder.

„Gut, dann reiten wir morgen früh, vielleicht hast du recht“, erwidert sie. Ihre Stimme klang in diesem Augenblick rauher als die Stimme einer Frau. Sie stand auf, legte mit Ebbas Hilfe ihr weißes Atlaskleid ab, das in Paris gearbeitet war, und nahm einen hellblauen Umhang, der mit Blumen bestickt war; dann streifte sie Samtpantöffelchen über die kleinen Füße.

„Jetzt hätte ich beten müssen, wenn meine Mutter noch bei mir wäre“, sagte sie nach einer Weile, „aber ich halte nichts von derlei Zereemonien. Ich glaube an Gott, genügt das nicht?“

Sie griff nach einem Spiegel und besah sich darin.

„Wie häßlich ich bin“, sagte sie leise, „wie häßlich!“

„Majestät!“ Vorwurf lag in Ebbas Stimme. „Majestät dürfen das nicht sagen. Majestät sind schön!“

Christine lachte laut auf, legte den Spiegel auf das Tischchen, trat ans Fenster und schob den Vorhang zur Seite.

„Du sollst nicht schmeicheln, Ebba. Das will ich nicht.“

Die Gräfin erwiderte nichts.

„Wie heiter die Nacht ist“, fuhr Christine fort, „wie heiter! Sieh die Sterne in ihrer Pracht! Ach, könnte man doch zu ihnen hinauf und nichts sehen noch hören von dem Treiben dieser Erde . . .“

Sie ließ den Vorhang fallen und kam müden Schrittes zum Kamin. „Ich glaube, man liebt nur einmal im Leben“, sagte sie unvermittelt.

Die Gräfin schwieg. Sie wußte, Christine sehnte sich nach einer großen Liebe, nach einem Manne, dem sie alles geben konnte. Aber diesen Mann hatte sie noch nicht gefunden.

Christine ließ sich langsam auf ein großes Sitzkissen vor dem Kamin nieder und strich sich die goldenen Locken aus der hohen Stirn. „War nicht für morgen eine Gesandtschaft angesagt?“ erkundigte sie sich gleichgültig.

„Ja, Majestät, die Gesandtschaft des Königs Philipp von Spanien.“

Die Königin horchte auf.

„Von Spanien?“ fragte sie und hob die Augen von den Flammen.

„Ja, Majestät.“ Die Gräfin war an den Kamin getreten; Christine sah sie an. „Richtig“, meinte sie, und plötzlich fühlte sie eine seltsame Erregung von sich Besitz ergreifen.

„Um wieviel Uhr?“

„Um zehn Uhr, Majestät“, entgegnete die Gräfin leise.

Christine blickte wieder in die Flammen. Die französische Uhr am Kamin schlug rasch und hell. Dann herrschte lange Schweigen in dem Raum . . .

„Ich werden schlafen gehen“, sagte Christine endlich und erhob sich. Die Gräfin folgte ihr leise in das weiträumige Schlafgemach.

Unten im Hafen leuchteten die Laternen der Schiffe. Es war eine helle, klare Nacht.

Stockholm schlief; nur im Zimmer der Königin brannte noch Licht.

Christine fand keinen Schlaf; sie las in einem Buche René Descartes. Erst als der Morgen graute und die Kerzen niedergebrannt waren, legte sie das Werk des berühmten Philosophen aus der Hand und schlief einen unruhigen, traumschweren Schlaf.

## II

Die hohe Tür des Audienzsaales öffnete sich weit. Die Augen der Königin richteten sich auf den Hofmarschall, der eintrat und die Ankunft der spanischen Gesandtschaft verkündete. Nahe bei Christine standen der Kanzler und Adler Salvius; zur rechten Seite des Raumes, in der Nähe des breiten, barocken Kamins, verharrte, wie aus Erz gemeißelt, Marschall Torstenson, der berühmte Kriegsmann und Sieger in vielen Schlachten. Er hatte sich auf sein Schwert gestützt; seine scharfen Augen, denen nichts entging, lagen unter dichten buschigen Brauen; silbern gließte sein Brustpanzer. Drüben unter dem Bilde Gustav Adolfs stand der Graf Gabriel Magnus, strahlend in seiner Schönheit.

Die Stimme des Hofmarschalls verkündete: „Don Antonio Pimentel, Gesandter Seiner Majestät Philipps des Vierten von Spanien!“ Er trat zur Seite. Über die Schwelle schritt der Spanier, gefolgt von drei Herren seiner Begleitung. Er ging auf die Königin zu, verneigte sich nach spanischer Sitte und sprach mit wohlklingender Stimme: „Mein Herr und Gebieter, Seine Majestät König Philipp von Spanien, entbietet Ihrer Majestät der Königin Christine seinen tiefsten Gruß und seine höchste Achtung!“

„Der Dank ist ihm gewiß“, erwiderte Christine, die in goldbesticktem Kleid auf hohem Sessel saß, aus klugen Augen den Gesandten mustern. Rasch glitt ihr Blick von dem schwarzhaarigen Spanier, der ein reich verziertes Samtwams trug, über die anderen, dunkelhaarigen Männer mit schönen, ebenmäßigen Zügen, von geradem Wuchs und vornehmer Haltung. Auf einem aber blieben ihre Augen haften: er war groß, breitschultrig, trug schwarze, silberverzierte Samtkleidung, schwarze Strümpfe und gelackte Schuhe mit silbernen Spangen. Seine dunklen Augen leuchteten, Christine blickte unverwandt in diese Augen.

Auch er sah die Königin an.

Pimentel unterbrach das kurze Schweigen: „Seine Majestät der König, mein Gebieter, läßt zum Zeichen seiner Anerkennung und Bewunderung ein Bild, Geschenke und dieses Pergament zu Händen der hohen Königin überreichen.“

Er verneigte sich und legte das Pergament, das sie dankend lächelnd entgegennahm, in Christines Hände; doch ihre Augen glitten über den Gesandten hinweg zu dem Stattlichsten seines Gefolges.

„Stellt mir Eure Begleitung vor!“ sagte sie laut. Ein Zittern war in ihrer Stimme.

Der Spanier verneigte sich und bat die Herren näherzutreten. Als er den Namen Don Fernando de Moredo nannte, horchte Christine

auf. Ein schöner Name, schien es ihr, und sie lächelte freundlich, als der Vorgestellte sich tief vor ihr verbeugte. Dann öffnete sie das Pergament, doch als sie sah, daß der Text sehr lang war, gab sie es dem Kanzler mit dem Bemerken, es in ihr Kabinett zu bringen.

Sie wandte sich wieder an den Gesandten: „Ihr hattet eine beschwerliche Reise, Don Pimentel?“ fragte sie, nur um noch etwas zu sagen.

Der Spanier verneigte sich ein wenig.

„Die Reise war beschwerlich, Majestät. Widrige Winde hielten uns auf, und inzwischen kam auch der Winter. Wenn auch nur wenig Flocken fielen und da und dort sich blitzendes Eis bildete, war es für uns doch ein ungewohntes Bild.“

„Der Winter Schwedens ist stärker als der Sommer Spaniens“, sagte die Königin. „Aber es hat noch Zeit bis zum strengen Frost. Ich freue mich aufrichtig, Euch wohlgemut zu sehen“, fügte sie hinzu. Und nach kurzem Schweigen: „Erscheint heute zur Tafel, es wird mir ein Vergnügen sein.“

Mit einer kleinen Bewegung beendete sie die Audienz, und die Spanier zogen sich unter Beachtung des höfischen Zeremoniells zurück. Unwillkürlich begegnete Christine dem Blick des Grafen Magnus, in dessen hellen Augen ein böser Funke glimmte. Sie verglich ihren Günst-

ling mit Fernando de Moredo. Gewiß, Magnus war ein stattlicher Mann, aber der Spanier war schöner als er. Diese herrlichen, dunklen, lodern- den Augen, feurig wie der Wein Spaniens, heiß und voller Glut! Dagegen wirkte der Graf kalt und rauh wie der Winter Schwedens! Er hatte wohl ihre Gedanken erraten, denn er wandte den Blick unwillig ab. Eine tiefe Falte lief senkrecht von der Stirn bis an seine Nasenwurzel.

Christine kam es in den Sinn, die Gelegenheit zu nützen, um von ihren Friedensplänen zu sprechen. Eine unbekannte Kraft gab ihr den Antrieb.

„Meine Herren“, sagte sie, während die Blicke der Männer auf ihrer zarten Gestalt ruhten und der Schein der Sonne, der auf ihrem Haar lag, es wie Gold erglänzen ließ, „ich habe gestern nacht darüber nachgesonnen: die Stunde erheischt, daß wir den Altar des Friedens erbauen!“

Und da sie erstaunte Mienen sah, wiederholte sie betont: „Des Friedens!“

Ihr Blick schweifte in der Runde; finster war das Gesicht des Marschalls, unwillig schaute der Graf, überrascht der Kanzler; nur der junge Adler Salvius blickte mit seinen offenen, blauen Augen strahlend und beglückt in die der Königin.

Endlich sprach der Kanzler: „Die Worte der Königin gebieten uns Achtung. Doch verlangen

die Umstände, die des Volkes Wohl und Wehe bestimmen, daß der Kampf weitergeführt werde.“

Christine horchte auf. Widersetzte er sich ihrem ersten Begehren? Sein Blick war gütig wie immer, doch Entschlossenheit lag auf seinen Zügen.

Fest erwiderte sie: „Seit Jahren, seit meine Gedanken die Umwelt erfassen lernten, weiß ich von Kampf und nur von Kampf. Nun aber blutet meine Seele . . .“

Oxenstjerna blickte starr auf sie. Sie sprach von Frieden? Gerade jetzt von Frieden, wo so viel davon abhing, daß Schweden diesen Krieg zu seinen Gunsten beendete? Ruhig entgegnete er nach kleiner Weile: „Die Not ist die Begleiterin der Tugend, und jene fordert den Kampf, in dem das ruhmreiche Banner unseres Landes weht.“

„Den Kampf!“ wiederholte Torstenson und schlug an sein Schwert, daß es klirrte.

Christine schwieg. Sie hatte vom Frieden gesprochen; jetzt würde sie einen schweren Stand haben gegen die Männer, die sie umgaben. Aber unbeirrt sprach sie weiter, ihre Stimme klang härter als zuvor: „Kanzler! Der Männer Leiber sind mit Wunden bedeckt, und die Welt stöhnt unter der Last der Waffen. Die Völker aber rufen nach Frieden! Das höre ich, und dem Schwerte gebiete ich Einhalt!“

Unwillig klirrte wiederum das Schwert Torstensons. Da entschloß sich Oxenstjerna zu einer weitausholenden Rede. Er sprach von dem hohen Willen des großen Königs, der heilig sei wie die Sonne des Nordens, er betonte, daß es kaum je eine Unstimmigkeit zwischen der Königin und ihm gegeben habe; die Zeit sei noch nicht reif, Friedensverhandlungen anzuknüpfen. Daß diese Verhandlungen einmal kommen würden, sei gewiß, und er befürworte sie sogar, nur sei der Augenblick dafür noch nicht da.

Christines Miene verdüsterte sich. Sie sagte, Land und Volk wünschten den Frieden, und sie wundere sich, daß er die Fortführung dieses Ringens zu befürworten scheine. Ihr Geschenk solle der Friede sein.

„Der Friede ist ein Feind der Stärke, Königin!“ erhob der Marschall seine Stimme. Seine Faust lag um den Knauf des Schwertes, als sei er im Begriff, es aus der Scheide zu reißen.

Ruhig und entschlossen blickten die Augen Christines in die des berühmten Feldherrn, und als sie ihm fest entgegnete, daß er die Welt nur als Krieger sehe, war sie ruhiger denn je. „Jeder Krieg bedeutet eine Last für Land, Volk und Staat. Doch dieser Krieg, der fast dreißig Jahre schon währt, ist eine ungeheure Bürde. Arm ist der Bauer, leer des Staates Kasse, und Mächte wachsen, die der Staat besolden soll. Genug,

meine Herren, mein Wille verlangt des Kampfes Ende!“

Es war jetzt einen Augenblick sehr still in dem hohen Raum, durch dessen Fenster die Strahlen der Nordlandsonne hereinfließen, welche die Gesichter mit Helle übergießt. Der Kanzler erwiderte mit leichter Verneigung, und ein feines Lächeln spielte um seine Lippen: „Gebietet Ihr, o Königin, muß ich gehorchen. Doch widerstrebt es meinem Eid, den ich dem großen König, Eurem Vater, gab!“

Der Kanzler fühlte, daß er einen schweren Stand haben würde, denn dieses blonde Mädchen trug den unbezwinglichen Willen Gustav Adolfs in sich.

Beinahe zornig fragte Christine: „War meiner Kindheit Spiel in Blut getaucht?“

Da niemand antwortete, erwiderte sie sich selbst mit einem lauten „Ja“. Unvermittelt wandte sie sich an Adler Salvius: „Ihr geht als mein Gesandter nach Osnabrück und bietet Frieden an!“ In ihren Augen leuchtete es. Adler Salvius verbeugte sich mit einem dankbaren Lächeln. „Meinen Frieden!“ fuhr sie fort. „Ich will meinem Volke den Frieden bringen! Die Zeit ist stärker als die Toten! Das bedenkt!“

Torstenson blickte fast erschrocken die Königin an. Wie konnte dieses junge Mädchen solche Worte formen?

„Denkt auch an den Tag von Lützen, meine Herren!“ rief Christine. Ihre Hände ballten sich, und ihre Lippen waren trocken, denn eine starke Erregung hatte sich ihrer bemächtigt.

„Wer denkt nicht an den Tag von Lützen, Königin!“ versetzte Torstenson, „aber gerade deshalb tut Handeln not!“

Er ärgerte sich, daß dieses junge Weib, kaum rechtmäßige Königin geworden, ihm einen Strich durch seine Rechnung machen wollte. Von einem Weibe nahm er keine Befehle entgegen, auch wenn sie tausendmal die Tochter Gustav Adolfs war!

Doch die Königin sagte fest: „Den Frieden herbeizuführen ist mir heiligstes Gebot, dem beuge man sich!“

Ja, die Gustavstochter wollte im Zeichen des Friedens regieren, sie wollte diesem mörderischen Ringen ein Ende setzen, diesem Kriege, der zwar die anderen Völker schwächte, aber auch ihrem Volke tödliche Wunden schlug! Dieser Kampf mußte enden, das Land sollte wieder Gottes Stille atmen, das Volk brüderlich leben unter Völkern, ihr Friede sollte goldene Ähren tragen.

Doch noch einmal erhob der Marschall seine Stimme, und ein dunkles Drohen lag in ihr: „Majestät! Der Ruf des Herzens ist stets der des Friedens! Der Ruf des Kampfes fordert die Vernunft! Wir wollen unseres großen Königs würdig sein!“

Und milde setzte der Kanzler hinzu: „Majestät, gebietet nicht die Stille nach schwer errungenen Siegen! Noch nicht! Es wäre nicht zum Vorteil Schwedens! Die Weisheit des Herzens ist eine Gnade Gottes, wenn man sie recht erkennt!“

„Was dem Frieden dient ist wahr und ewig recht!“ Mit diesen Worten beendete Christine die Beratung. Sie erhob sich und schritt hinaus, ohne die Männer noch eines Blickes zu würdigen. Dumpf fiel die Tür ins Schloß.

Der Kanzler, Torstenson und Magnus sahen einander an. Sie verstanden sich. Doch in den Augen des jungen Schwärmers Salvius lag ein Schimmer aufrichtiger Freude. Torstenson warf der Königin einen Blick nach, als wollte er sagen: „Nicht mit uns, junges Mädchen!“

Oxenstjerna fuhr sich mit der Hand über die Augen und schritt gelassen an den schweren Schreibtisch zwischen den beiden hohen Rundbogenfenstern. Dort blieb er gedankenvoll stehen. Torstenson trat zu Magnus.

Adler Salvius verneigte sich und ging. Er bewunderte die junge Königin von ganzem Herzen. Jetzt hatte er Zeit gefunden, sie genau zu betrachten. Gewiß war ihm nicht entgangen, welch weicher Glanz in ihren Augen lag, als sie ungewöhnlich lange den Spanier de Moredos betrachtete. Auch den wütenden Blick, den Graf Magnus der Königin zuwarf, hatte er bemerkt. Die Liebe, die Salvius für die Königin hegte,

war von Achtung getragen, und er hätte alles für sie getan, was sie auch verlangte. Es war ihm nicht verborgen geblieben, wie oft die Miene der Königin sich in der kurzen Zeit verändert hatte; im Anfang war sie gedankenvoll gewesen, dann hatte sie sich verdüstert, später war sie wieder heiter geworden, darauf feurig und wild. Aber bei allen inneren Vorgängen war ihr eine Klarheit zu eigen, die nie von ihr wich.

Als Torstenson sprach, hatte sich ihr Antlitz so verdüstert, daß es fast furchteinflößend erschien. Dieser Wandlung unterlag auch ihre Stimme; sie konnte weich und mädchenhaft klingen, im nächsten Augenblick jedoch brach etwas Rauhes und Wildes durch, das jeden aufhorchen ließ. Auch war die Königin ihm heute größer erschienen, aber das lag wohl daran, daß sie nicht wie sonst Männerschuhe getragen hatte.

Adler Salvius dachte noch immer an sie, als er schon im Wagen saß und seinem Hause zufuhr.

„Kanzler, Ihr werdet nicht zugeben, daß dieser Salvius zu Friedensverhandlungen nach Deutschland reist! Das darf nicht sein!“ Heftig dröhnte die rauhe Stimme Torstensons durch den Raum; er stampfte mit dem Fuße auf, unwillig, erbost.

Oxenstjerna blieb bewegungslos; er blickte nicht einmal auf. Endlich versetzte er leicht zögernd: „Ich werde tun, was in meinen Kräf-

ten steht. Ich werde so handeln, wie es Schweden dienlich ist, Marschall.“

Torstenson trat einen Schritt auf ihn zu. Seine Stimme zitterte vor verhaltenem Zorn: „Ihr werdet doch nicht etwa dem Willen des Weibes nachgeben, Kanzler? Haben wir umsonst unter dem ruhmreichen Banner des großen Königs gekämpft? Hat uns Gott nicht wunderbar geleitet? Kanzler, wenn geschieht, was nicht geschehen darf, so lege ich mein Amt nieder! Das wisset!“ Und da er den erschrockenen Blick Oxenstjernas auf sich gerichtet sah, fügte er hart hinzu: „So lege ich Amt und Würden nieder! Verlaßt Euch darauf! Nicht umsonst soll unser großer König den Heldentod gestorben sein! Das Blut der schwedischen Soldaten würde aufschreien gen Himmel, wären wir so vermessen, den Frieden zu suchen! Ich will nicht mehr Lennart Torstenson heißen, wenn Ihr Euch dem Willen der Königin beugt!“

Beifällig nickte Magnus. Er billigte die Meinung des Feldherrn. Christine schien ihm noch zu jung und zu wenig vertraut mit der Staatskunst, als daß man ihren Launen nachgeben durfte. Er war überzeugt, daß die Friedenssehnsucht der Königin sich bald legen würde, wenn es gelang, die Reise des jungen Salvius nach Deutschland zu verhindern. Auch dieser Blick beunruhigte ihn, den die Königin dem Spanier zugeworfen hatte. Er liebte die Königin, kein anderer sollte sich dazwischendrängen, er

würde es nicht dulden! Oh, er liebte Christine, er liebte ihre weiße Haut, ihre blauen Augen, ihr blondes Haar, ihr ganzes Wesen . . .

Sollte alles umsonst gewesen sein? Die schönen Stunden der Liebe, die Nächte oben in der Jagdhütte des Gebirges? Er mußte auf der Hut sein! Er hatte den heißen, verlangenden Blick des Spaniers bemerkt, der wie die Sonne des Südens auf Christine geruht hatte. Es galt, wachsam zu sein!

Oxenstjerna war langsam zum Kamin gegangen. Ohne Torstenson anzusehen, sagte er leise, aber fest: „Einmal muß Frieden werden, Marschall. Das wißt Ihr so gut wie ich. Aber ich gebe zu, daß der Augenblick noch nicht gekommen ist. Bedenkt auch, daß Christine den Ausspruch tat: Über eine Sache, die Krieg zur Folge haben könnte, soll man nie anders mit seinem Nachbar streiten als mit dem Degen in der Hand! Das ist der Geist des Vaters, Marschall!“

„Ach was, sie will ihren Ruhm lieber sich selbst als der Tapferkeit ihrer Untertanen verdanken! Was wollen Worte bedeuten! Sie hat eine Abneigung gegen Eroberungen mit der Waffe, weil sie weiß, daß sie ihren Ruhm nicht auf dem Schlachtfeld erringen kann. Daher ihr Geschrei nach Frieden!“

„So jung die Königin auch ist, Marschall, ich habe mich oft über ihre Klugheit verwundert, die sie in politischen Dingen kund tut.“

3 Stargaard, Königin

„Romantische Schwärmerei sollte uns fremd sein, dünkt mich!“ rief Torstenson, verächtlich die Lippen aufwerfend.

„Sie ist unsere Königin!“ sagte Oxenstjerna fest.

Dann trennten sie sich.

Graf Magnus begab sich in seine Gemächer. Er warf die lästige Halskrause auf einen Sessel und ging unruhig auf und ab. Er wußte recht gut, daß Christine eine kluge Frau war. Sie disputierte über die Unterschiede zwischen Katholizismus und Protestantismus und sagte offen, sie sei nicht lutherisch. Sie kümmerte sich sogar um die Streitigkeiten der Juden, Heiden und Philosophen. Gewiß war sie fromm, aber sie vertraute allein auf Gottes Schutz und hielt nichts von äußerlichen Bräuchen. Von dieser Krankheit sei sie nicht angesteckt, hatte sie ihm einst gesagt.

Und doch war ihre Seele ausgefüllt von der Begierde nach Ruhm. Von der Äußerlichkeit ihres Königtums machte sie nicht viel Wesens. Sie hatte ihm oft bekannt, daß die Tugend ihr höher stehe als aller Glanz der Kronen. Das war ihre Gesinnung, die sie ihm mehr als einmal offenbart hatte, aber niemals vergaß sie dabei, daß sie Königin war, und die Pflichten ihres Amtes erachtete sie als die ersten Stufen könig-

licher Tugend. Sie besaß eine bewundernswert leichte Auffassungsgabe und ein gutes Gedächtnis. Sie liebte den Umgang mit gelehrten Männern, die Aussprache über alle Gebiete des Wissens, doch prahlte sie nie damit. Stets fand sie großes Vergnügen daran, schwierige Fragen im Widerstreit der gelehrten Meinungen behandelt zu hören, und was sie sagte, war so durchdacht, daß es fast als Entscheidung gelten konnte. In den Regierungsgeschäften war sie noch zurückhaltender als bei wissenschaftlichen Gesprächen; sie verstand sich auf die Kunst des klugen Schweigens, und wenn er glaubte, sie einmal erkannt zu haben, hatte er sich doch getäuscht. Auch ihre scheinbare Offenheit war noch eine Maske.

Magnus war ans Fenster getreten und blickte in den Schloßhof hinab. Soeben bestieg die Königin ihr Pferd und ritt, begleitet von Ebba Sparre, rasch zum Tor hinaus. Wütend ließ er den Vorhang fallen. Auch diese Ebba störte ihn! Seit sie als Hofdame der Königin in Stockholm weilte, hatte Christine es abgelehnt, mit ihm auszureiten, unter der Begründung, er sei ja verheiratet und müsse sich seiner Frau widmen.

War alles nur ein Spiel gewesen? Er war schwach gewesen, als er sich zur Verlobung mit Marie von Pfalz-Zweibrücken bereitgefunden hatte. Er hätte ablehnen sollen! Aber Christine hatte ihm versprochen, daß sich nichts zwischen ihr Verhältnis drängen solle. Gewiß, er hatte

seine Frau gern. Aber es gab für ihn nur eine Liebe: Christine!

Christine gab dem Pferde die Sporen und jagte davon, so daß die Gräfin Mühe hatte, ihr zu folgen. Erst weit draußen zwischen den mächtigen Bäumen hielt sie das schnaufende Tier an.

Ebba kannte die Königin gut. Oft ritt sie zehn Stunden hintereinander, ohne zu ermüden. Ihr Pferd war in allen Künsten des Reitens ausgebildet, und die Königin saß fest im Sattel. Als Ebba jetzt heransprengte, lachte Christine, daß ihre schönen, weißen Zähne blitzten.

„Hast du dich sehr echauffiert, Ebba?“ fragte sie und klopfte ihrem schwitzenden, tänzelnden Pferd den Hals.

„Ich bin das gewohnt, Majestät haben mich ja dazu erzogen“, erwiderte Ebba. Aber ihr war nicht wohl zu Mute gewesen bei diesem tollen Ritt über unwegsames Gelände.

„Ich möchte um die ganze Welt reiten!“ rief Christine. „Ach Ebba, ist das Leben nicht herrlich? Hör doch, wie die Tannen im Winde rauschen!“

Die Gräfin wischte sich mit einem kleinen Seidentuch über die Wangen.

„Hast du die Spanier gesehen?“ wollte Christine wissen und nahm die Füße aus den Steig-

bügeln, während sie die Locken aus der Stirnstrich.

„Ja, Majestät, ich habe sie gesehen.“

„Komm, wir reiten zum Wasserfall!“ Christine sagte es unvermittelt und gab dem Pferd wieder die Sporen, daß es sich bäumte und wie ein Pfeil davonschoß. Die Gräfin folgte, so rasch sie vermochte.

Ja, diese Königin war eine ganz außerordentliche Frau! Wie haushälterisch ging sie sogar mit der Zeit um; gewöhnlich schlief sie nur drei Stunden, und um ihre Toilette würde sie sich kaum kümmern, wenn Ebba nicht dafür sorgte. In einer Viertelstunde war sie angekleidet, und eine künstliche Frisur liebte sie nur bei besonderen Anlässen. Heute trug sie nur einen kleinen Federhut, der ihr keck auf dem blonden Haupte saß.

Während die Königin dahinjagte, dachte sie an Fernando de Moredo. Sie verglich ihn mit Magnus. Deutlich erinnerte sie sich an den unwilligen Blick des Grafen. Es reizte sie, ihn eifersüchtig zu machen. Konnte sie, die Königin, nicht tun und lassen, was ihr beliebte? Hatte sie sich denn Magnus versprochen? Frei war sie, frei und ungebunden! Magnus war nicht der Mann, den sie suchte. Gab es diesen überhaupt? Sie wußte es nicht; sie wußte nur, daß der Spanier schön war, daß er ihr gefiel, und daß sein Blick begehrend auf ihr geruht hatte.

Die Hufe des Pferdes klapperten über hartes Gestein, dann lenkte sie das Tier auf einen schmalen Pfad, der kaum Durchlaß gewährte.

Aus der Ferne rauschte es. Es war ein gewaltiges Rauschen wie das Tosen der Ostsee im Sturm. Die Äste streiften sie und berührten ihr Gesicht. An einer kleinen Lichtung zügelte sie ihr Pferd. Hier floß aus geringer Höhe das Wasser aus dem Mälarsee herab und bildete einen kleinen Fall, bevor es sich zum Flusse formte. Etwas nördlich von dieser Stelle lag die Universitätsstadt Upsala, wo die Königin oft weilte, um sich dem Studium alter Bücher zu widmen.

Christine wandte sich um. Von Ebba war noch nichts zu sehen, aber sie kannte den Weg, sie waren ihn ja oft gemeinsam geritten.

Die Königin sprang vom Pferd und band das Tier an einen Baum; in diesem Augenblick erschien Ebba am Rande der Lichtung. Christine lief ihr entgegen und half ihr beim Absteigen.

„Ist es nicht herrlich hier?“ rief sie, während die Gräfin ihr Tier neben dem der Königin anband. Sie standen beieinander und blickten auf das gischtende Wasser, dessen Schaumkronen sich im wirbelnden Tanze wiegten.

Wie oft hatte sie an diesem Ort verweilt, in Gedanken an alles, was sie bewegte. Auch im strengsten Winter, wenn der kleine Fall fest zu-

gefroren war, und die Sonne sich bläulich auf seinem blanken Gewande spiegelte, hatte sie lange Zeit hier gestanden, dem Spiel der Sonne mit dem gefrorenen Wasser zuschauend, und dann waren sie über das Eis gegangen ans andere Ufer.

Sie dachte daran, daß sie auch mit Magnus hier gewesen war; hier hatte er sie zum erstenmal in seine Arme genommen und geküßt.

Sie brach einen kleinen Tannenzweig ab und steckte ihn sich an; dann wandte sie sich an ihre Begleiterin: „Liebst du Schweden, Ebba?“

„Es ist das schönste Land der Erde, Majestät!“

„Ob Spanien nicht schöner ist . . .?“ Christine bückte sich und brach eine winzige Blume.

„Weißt du, Ebba, wenn ich diese Blume streichle, dann ist es mir, als liebke ich alle Blumen der Erde“, sagte sie still.

Da wußte Ebba Sparre, daß die Königin liebte. Christine ging langsam zu ihrem Pferd; neben dem hohen Tier wirkte sie klein wie ein Mädchen.

„Ich möchte einmal nach dem Süden“, sagte sie zu Ebba, „weit weg von Schweden, dahin, wo die Sonne heißer brennt als bei uns, wo alles blüht und grünt, wo der Duft der Blüten die sternenklaren Nächte betäubend erfüllt . . .“

Dann erzählte sie, daß die Männer von Friedensverhandlungen abgeraten hätten, aber dennoch werde sie Adler Salvius als ihren Bevollmächtigten senden, denn es sei ihre Aufgabe, den Völkern den Frieden zu bringen.

Ebba kannte die Willenskraft der Königin; sie war weich und gütig, wenn sie unbeobachtet war, doch dabei blieb ihr Wille so unbeugsam, daß sie ihrer Umgebung oft wie ein Mann erschien.

Unvermittelt fragte Christine: „Wen liebst du, Ebba?“

Die junge Gräfin wußte im Augenblick keine Antwort, nur ein kaum hörbares „Oh!“ kam von ihren Lippen, und sie errötete.

„Keinen?“ fragte Christine spöttisch.

„O doch“, flüsterte Ebba, den Blick senkend. Da ging Christine auf sie zu, legte die Arme um ihren Hals und küßte sie. Denn sie gönnte Ebba ohne Neid die Seligkeit der Liebe.

Sie ritten langsam durch den dichten Wald zurück. Die Königin sprach von Politik, von Kunst, von Wissenschaft, sie lobte den Kanzler, mißbilligte die innere Verwaltung, lobte den deutschen Bibliothekar Freinsheim, tadelte den Leibarzt, spottete ein wenig über den Kirchenstreit und erklärte, sie sei überzeugt, daß es ihr gelingen werde, Frieden zu schließen. Sie bedauerte, daß der Krieg in Deutschland so lange

wütete, sprach von der sinnlosen Zerstörung wertvollen Gutes und meinte: „Ich werde froh sein, wenn die Tafel vorüber ist. Es ist mir eine Qual, amtlich zu speisen.“

Ebba nickte. Sie wußte, wenn die Königin allein war, blieb sie kaum eine halbe Stunde bei Tisch. Niemals gab sie dem Koch einen Befehl, Mahlzeiten waren ihr unwichtig, Wein trank sie selten.

Sie ritten jetzt auf der Straße nach Stockholm. Die Sonne warf ihren weißlichen Schein über die herbstlichen Fluren, auf denen schon ein Hauch des Winters lag. An einer Kreuzung stand ein Bauerngefährt mit zwei Schimmeln. Ein Sack Korn war vom Wagen gefallen und geplatzt; das Gold des Ackers lag offen unter den Strahlen der matten Sonne, die es gereift hatte. Der Bauer und sein Sohn bemühten sich, das Korn umzufüllen. Christine verhielt dicht vor ihnen, da erkannte der Bauer sie. Er nahm die Mütze ab und verneigte sich tief. „Komm zur Seite“, flüsterte er und packte den Sohn am Ärmel, „siehst du nicht, daß die Königin vorbei will?“

Aber Christine stieg ab, gab Ebba die Zügel ihres Pferdes und rief: „Ich werde Euch helfen, dann geht es schneller!“ Und sie packte mit zu.

Der Bauer und sein Sohn waren keines Wortes fähig, kaum konnten sie vor Erstaunen

und Ehrfurcht ihre Hände rühren. Die Königin Christine von Schweden half ihnen, armen Bauern, einen Sack Korn von der Landstraße aufzulesen! Sie hatten viel von der Einfachheit der Gustavstochter gehört, aber dies ging über alle Erwartung! Hurtig bewegten sich die kleinen Hände der Königin, und als der Hut ihr in die Stirn rutschte, warf sie ihn in hohem Bogen auf das Feld.

### III

Im intimen Gemach der Königin flackerte das Kaminfeuer. Schwere rotseidene Vorhänge glänzten vor den Fenstern. Die Schloßuhr hatte bereits die zehnte Stunde geschlagen. Christine stand an dem runden Tisch. Sie trug einen Zobelumhang. In den Händen hielt sie ein Buch, das sie dem alten Bibliothekar Vossius reichte, dessen treuherzig blaue Augen ergeben auf ihr ruhten.

„Heute werde ich kaum mehr zum Lesen kommen, Vossius“, sagte sie. „Aber Descartes macht mir Kopfschmerzen, und Ferrari möchte ich morgen beenden. Meldet Euch morgen früh um acht Uhr bei mir, wegen des Bücherankaufs in Italien beraten wir später. Ich werde Euch wohl bald nach Rom senden, Vossius.“

Er verneigte sich schweigend.

Leise knarrte die Tür, Ebba trat ein, ging zum Kamin und legte einige starke Scheite auf die zuckenden Flammen.

„Ich danke dir, daß du daran denkst“, sagte Christine, „mich friert ein wenig.“

Besorgt schaute Ebba auf, denn die Königin wurde häufig von einem Fieber geplagt, das sich die Ärzte nicht erklären konnten. „Soll ich den Arzt holen?“ fragte sie, aber Christine wehrte

ab. „Nein, nein, wenn ich ihn brauche, lasse ich ihn schon rufen. Sorge dich nicht.“ Dann wandte sie sich wieder an Vossius:

„Nehmt auch diese Bücher hier mit, ich habe sie gelesen.“

Er verbeugte sich, wünschte der Königin eine geruhsame Nacht und tappte, ein wenig vornübergebeugt, hinaus. Christine war bei einer hohen Vase stehengeblieben.

„Sieh diese herrlichen Rosen!“ Ebba wußte, daß der Spanier sie der Königin geschickt hatte. Heute an der Tafel hatten die Königin und er Gelegenheit gefunden, einander genau zu betrachten. Gesprochen hatten sie zwar wenig, denn Christine führte eine angeregte Unterhaltung mit Don Pimentel, aber die stummen Mienen und die Sprache der Augen hatten sie einander nähergebracht.

Plötzlich trat Christine rasch auf Ebba zu, ergriff ihre Hand, blickte ihr tief in die Augen und sagte: „Ich brauche dich heute abend nicht mehr, Ebba, geh, wohin dein Herz dich ruft.“

Da küßte Ebba die Hand der Königin und zog sich mit tiefer Verneigung zurück.

Christine stand noch eine kleine Weile bewegungslos. Ihr Blick wanderte durch das Zimmer. Ein kleines Tischchen am Kamin trug Wein, Obst und Gebäck in silbernen Schalen. Leise ging sie zu der Geheimgtür und öffnete sie.

„Aage!“ rief sie gedämpft.

Im Nebenraum hörte man einen schweren Schritt, dann wuchs eine riesenhafte Gestalt aus dem Dunkel hervor, zwei Meter hoch, bärtig, in ein Hirschlederwams gekleidet.

„Tritt näher, Aage. Die Antwort?“ fragte sie ungeduldig und sah ihn erwartungsvoll an.

Des Riesen scharf blickende Augen lagen auf der zierlichen Gestalt der Königin. Ruhig erwiderte er: „Der spanische Herr läßt für die allergnädigste Einladung danken, es wird ihm eine große Ehre sein, daß er erscheinen darf.“

„O, er kommt!“ Sie faltete unwillkürlich die Hände. Die Spannung der vorangegangenen Stunden war gewichen, ihre Züge glätteten sich. Doch da bemerkte sie, daß Aage düster dreinblickte.

„Dein Gesicht ist finster, Aage. Was bewegt dich?“

Aage antwortete nicht gleich; er sah, daß die Königin freudig erregt war. Sollte er ihr jetzt sagen, was er wußte? Aber als sie wieder in ihn drang, sprach er gedämpft: „Worte hörte ich, die tadelten die Königin.“

Auf Christines Stirn bildeten sich Falten.

„Weshalb?“

Aage schwieg.

Sie sagte: „Weil ich den Frieden liebe? Weil ich die Länge dieses Ringens hasse?“

„So ist es, Königin. Ich hörte, wie Graf Magnus mit dem General Horn sprach. Und dann . . .“

„Was dann?“ fragte sie böse.

„Dann sagte der Graf, die Spanier trachteten danach, die Verbindung mit Frankreich zu stören, den Handel mit Portugal zu hemmen...“

Christine lachte spöttisch auf. „Es gibt viele Toren an meinem Hofe. Wie dem auch sei, du hörtest wieder zur rechten Zeit, mein Freund!“

Aage, der Vertraute der Königin, der mit ihr gespielt hatte, als sie noch ein kleines Kind war, der treu ergebene Diener ihres Vaters, war beauftragt, für sie die wahre Stimmung des Hofes und des Landes zu erkunden.

„Hörtest du noch etwas, das des Wissens wert ist?“ fragte sie weiter und schritt an den Kamin, wo sie die fröstelnden Hände über den Flammen rieb.

„Ja, meine Königin.“

„So sag es mir! Du läßt mich heute viel fragen, Aage!“

„Graf Magnus sprach gegen die Katholiken. Gegen die Spanier, Königin!“

Sie wandte sich um und sah ihn groß an.

„Er sollte sich um seine Frau kümmern. Ich werde ihn als meinen Gesandten an den Hof des Papstes schicken, dann hat er genügend Zeit, den Katholizismus zu studieren.“

Sie lächelte, denn sie wußte, daß er eifersüchtig war.

„Die Königin ist guter Laune. Das erfreut mein altes Herz“, sagte Aage.

„Soll ich mich nur mit Kriegsgedanken tragen?“ rief sie halb im Ernst, halb im Scherz.

„So war es nicht gemeint, Königin“, beteuerte der Alte. „Ihr wißt, daß mein Herz lacht, wenn die Königin lächelt, und wenn die Königin lacht, springt es vor Freude!“

Sie trat auf ihn zu und legte sacht die Hand auf seinen Arm.

„Ich weiß, Alter“, sagte sie bewegt, und dankbar leuchteten ihre Augen. „Du bist mein bester Freund, ich danke dir für alles Gute und für alles Schlechte, das du mir berichtest.“

Aage neigte sich dankbar über die Hand seiner jungen Königin.

„Ich weiß“, fuhr sie nach kurzem Schweigen fort, „daß man es gerne sähe, wenn ich den Krieg fortführte. Allein ich will den Frieden, Aage!“

Er dachte daran, daß sie den Eid als König von Schweden geleistet hatte, aber er wußte, daß ihr Herz gut war.

Plötzlich hörte er die Königin fragen: „Aage, hast du je geliebt?“

Die Frage kam so unerwartet, und sie klang so unschuldig, daß ein Lächeln seine bärtigen Züge verschönte.

Beinahe zärtlich erwiderte er: „Freilich, Königin, doch das ist lange her.“

„Da du, als ich noch Kind war, mit mir im Schnee tolltest?“

„Viel länger, Königin.“

„Wie lange?“ fragte sie leise.

„Vierzig Jahre, Königin.“

Sie sah ihn an, ungläubig, halb erstaunt. Huschte nicht ein leichtes Erschrecken über ihre Züge? Endlich flüsterte sie: „Vierzig Jahre, Aage, vierzig Jahre bist du ohne Liebe?“

Mit einem Seufzer er: „Das Leben ist lang, und die Liebe währt nur Augenblicke, Königin . . .“

„Vierzig Jahre!“ wiederholte sie, als könne sie es noch immer nicht glauben. Und plötzlich hastig: „Aage, jetzt geh, jetzt hol ihn mir!“

Erstaunt betrachtete er sie, wandte sich dann und ging schweren Schrittes durch die Tapetentür hinaus.

Christine seufzte, strich sich über das Haar, nahm den kleinen, in Silber gerahmten Spiegel vom Tisch und sah hinein. Sie hatte Spiegel nie geliebt, auch damals nicht, als sie sich mit dem Gedanken trug, den Vetter Karl zu ehelichen, aber heute mußte sie in einen Spiegel blicken. Sie studierte ihre Züge, mißtrauisch und abschätzend. Ihre Stirn war schön, ihre Augen groß und leuchtend, aber die Nase schien ihr doch ein wenig zu kantig. Nur ein wenig? Und das Haar? Auf ihr Haar konnte sie stolz sein.

Was hatte sie gedacht? Sie gab doch nichts auf das Äußere, auf die Kleidung. Oder doch? Sie legte den Handspiegel unwillig wieder fort.

Begann nicht ihr Herz zu klopfen? Hörte sie es nicht laut? Sie preßte die kleine Hand ans Herz. Ja, es schlug rascher. Am Fenster schob sie sacht den Vorhang beiseite; der Himmel war hell, leise und leicht fielen große Flocken, Vorboten des nahenden Winters. Mit großen Augen blickte sie wie ein Kind auf seine weißen Gesandten. Ein Gefühl der Einsamkeit überkam sie. Wie einsam war doch Schweden, wie weit, wie still. Im Winter eine einzige weiße Fläche, blankes Eis inmitten tief verschneiter Wälder...

Ja, sie trug eine große Sehnsucht im Herzen, ein Weh lag in ihrer Seele, das ihr selbst oft rätselhaft erschien.

Warum mußte sie denn herrschen? Ihr lag es doch gar nicht, Befehle zu geben, Entschlüsse zu fassen, sie auszuführen. Sie wollte Weib sein, frei sein, keine Rücksichten nehmen.

Christine seufzte.

Wie langsam die Flocken fielen, wie leise, wie still...

Sie flüsterte: „Der Süden kennt das Nordlicht nicht, dort sind die Nächte lau und warm.“ Sie ließ den Vorhang fallen, wandte sich vom Fenster, ihr Blick fiel auf die offene Geheimtür. Dort stand der Spanier und verneigte sich.

„Majestät!“ Weich klang seine Stimme. Sie ging ein wenig zögernd auf ihn zu. „Kommt näher“, sagte sie leise.

Fernando folgte ihrem Befehl, und indem er sich nochmals verneigte, begann er: „Majestät, mein Herr und Gebieter, König Philipp . . .“

Sie fiel ihm rasch ins Wort: „Euer Herr und Gebieter in Ehren, doch setzt Euch an das Feuer. Hier fehlt der Sonne die Kraft des Südens.“ Sie reichte ihm die Hand, die er küßte. Sie setzten sich an den Kamin.

Wie ihr Herz wieder rascher klopfte! Seine dunklen Augen ruhten fragend auf ihr. Ein langes Schweigen folgte.

Endlich sagte sie: „Stärkt Euch!“, ergriff den silbernen Krug und schenkte Wein in die Becher.

„Auf das Wohl Philipps von Spanien!“

„Es lebe die Königin von Schweden!“

Sie tranken.

Als sie die Becher niedersetzten, hatte sie nur einen winzigen Schluck getan. Sie fragte: „Eure Reise in unseren Norden war beschwerlich?“ Ihr Blick ruhte bald auf seinem Gesicht, bald auf seinen schön geformten Händen. Seine Züge waren ebenmäßig, die Stirn frei und hoch, das Haar schwarz mit einem Schimmer ins Bläuliche.

Er erwiderte: „Gewiß, Majestät. Doch unser Auftrag an die große Königin Schwedens, deren Schönheit gleich dem Nordlicht strahlt, ließ Unbill, Wetter, Sturm vergessen.“

Lächelnd verneigte er sich.

„Ihr sollt nicht schmeicheln“, sagte Christine.

„Soll ich nicht sagen dürfen, was die Welt längst weiß?“

Sie lächelte spöttisch. „Umwirbt man mich als Frau, umwirbt man nicht nur meine Krone?“ Die Antwort kannte sie, aber sie wollte hören, was er sagte.

„Ich hörte, daß die Könige der Welt um Königin Christine freien“, erwiderte Don Fernando.

Er wich ihr aus? Seine Antwort schien die Schönheit Christines nicht allzu hoch zu bewerten. Auflachend warf sie den Kopf in den Nacken.

„Man sagt es, ja, doch ich taue nicht zur Ehe.“ Sie griff nach der großen blauen Weintraube auf dem Tisch, und während sie die saftigen Beeren in den Mund schob, blickte sie schalkhaft auf. Er, leise: „Königin...“ Ein sanfter Tadel schwang mit.

Sie wehrte ab: „Ich weiß, Euer Gesandter kam gottlob nicht, um mir einen Heiratsantrag zu unterbreiten, obwohl er auch die Rede auf den Sohn des Königs Philipp brachte. Doch zuvor überreichte er mir Proben spanischen Salzes, damit ich mich entschieße, die Kostbarkeit in Zukunft nur von Spanien zu erwerben, nicht mehr von Portugal.“

Sie hatte sich erhoben, tat ein paar Schritte und blickte dann auf Fernando, der am Stuhl stehengeblieben war.

„Ihr nennt mich schön? Dem Nordlicht gleich?“ fragte sie, und ihre Augen flackerten.

„Dies ist die Wahrheit, Königin!“

Sie atmete rascher.

„Und was sagt man, warum ich mich keinem Fürsten als Gattin binde?“

Der Spanier antwortete nicht gleich. Christines Lider hatten sich gesenkt. Sie sah ihn mißtrauisch an.

„Man meint, die Königin ist ein Rätsel, das zu raten unmöglich sei“, hörte sie ihn sagen.

Wieder hatte er eine klare Antwort vermieden. Doch das liebte sie gerade.

„Die Geschenke Eures Königs haben mich erfreut, Don Fernando, aber . . .“ – ihre Stimme wurde tiefer – „sollte Euer König geglaubt haben, ich würde mich seinem Sohne als Gattin angeloben, so irrte er. Ich folge nur dem Rufe meines Herzens!“

Bedachtsam ging sie zu den Blumen und strich leise über sie. Fernando beobachtete jede ihrer Gesten. Etwas Rätselhaftes lag in ihrem Wesen. Sie trieb kein Spiel mit ihm, das fühlte er. Er hatte wunderliche Dinge von ihr gehört. Gewiß, sie war nicht schön, doch er liebte ihre Augen, ihre weiße Haut, ihr goldenes Haar, ihre Stimme, ihre Bewegungen. Eine seltsame

Anmut lag in ihrem Wesen. Leise hörte er sie sagen: „Jetzt ist es warm in Eurem Land. Die Nacht atmet den Duft der Blüten.“

„Die Königin kennt den Süden?“ fragte er.

„In meinen Gedanken war ich oft dort“, erwiderte sie.

„Die Königin liebt den Süden?“

Christine sah ihn an: „Vielleicht.“

Sie kam wieder an den Kamin und setzte sich langsam. „Erzählt mir von Eurem Lande“, sagte sie.

„Ich liebe den Norden“, sagte er. Sie blickte auf. Ihre Augen ruhten ineinander.

Sie zitterte. Was war sie denn? Königin? Sie war nur eine schwache Frau, die nach Liebe dürstete. Konnte er ihr die Liebe geben, nach der sie sich sehnte? Hatte sie kein Recht, zu lieben und geliebt zu werden? Sie war zeitweilig einsam gewesen. Karl Gustav? Sie war längst fertig mit ihm. Graf Magnus? Er war hochmütig, eingebildet, anmaßend. Für ihn schlug ihr Herz nicht mehr. Und dieser Spanier? Jetzt kniete er vor ihr und sah zu ihr auf. Seine wunderbaren Augen waren unergründlich wie die Nächte des Südens, von denen sie träumte, nach denen sie sich sehnte.

Das seidene Spitzentuch entfiel ihren Händen. Er hob es auf, führte es an seine Lippen; dann ergriff er ihre Hand und küßte sie.

Er hörte ihre Stimme: „Wie deine Augen strahlen!“

Und auf einmal fühlte sie seine Arme, seine heißen Lippen. Sein Haar war weich. Er zog sie an sich. Sie küßte ihn wieder und schloß die Augen.

## IV

Der Herbst war dem Winter gewichen. Das Land lag unter Eis und Schnee. Hell funkelten die Eiskristalle, wie große Spiegel glänzten die Seen. Schwarze Vögel strichen in lautlosem Fluge über die schwedische Erde.

Das Meer im Osten des Reiches bildete eine einzige, glitzernde Fläche. Die Schiffsverbindungen waren längst unterbrochen, und die kleinen Inseln Gotland, Öland und die Alands vom blanken Eis umschlossen.

Hoch lag der Schnee auf den Dächern der Häuser, und in Nyköping, Sigtuna, Upsala, Sala und Westeras konnten die Menschen kaum aus den Türen.

Ungeheuer waren die Nächte des Nordlichts, diese bangen, zitternden, gewaltigen Nächte, in denen das Gotteslicht am Himmel stand. Über dem nördlichen Horizont breitete sich ein gelber, ins Grünliche spielender Lichtstreifen aus, der nach oben in der Dämmerung verschwamm, sich nach unten aber scharf vom Horizont abhob. Von Zeit zu Zeit schossen aus diesem gelblichen Feuerband blitzartig rötliche Strahlen bis an die Tore des Himmels. Der purpurne Schein des Abendrotes im Westen war längst erblaßt. Weiter oben über Lappland

überglühte ein zauberhaftes Licht das Firmament. Hell leuchtende Bänder, Bogen und Spiralen hingen da am Himmel, hauchzart, und aus ihnen schossen zuckende Strahlengarben zum Zenit empor. Dann schlossen sich die Lichtbänder zusammen und bildeten einen Vorhang, der den halben Himmel überspannte. In seinen Falten schien der Wind zu spielen, es war, als ob er emporgeweht wurde, und wieder veränderte sich das Bild. Die Bänder vereinigten sich zu einem ungeheuren Zelt, das mit seiner Spitze gen Norden wies. Sie formten eine Nordlichtkrone, das herrlichste Naturwunder, das Menschaugen zu schauen vergönnt ist.

Vor den Toren Stockholms hielt ein niedriger Schlitten aus Korbgeflecht. Schaum hing vor den Mäulern der Rappen, ihre Nüstern dampften. Tief in den Schlitten zurückgelehnt, eingehüllt in einen Zobelpelz, mit einer weißen Hermelinkappe auf dem blonden Haar, saß Christine und neben ihr Fernando de Moredo. Sie waren vier Stunden durch die weiße Winter nacht gefahren. Die Königin liebte diese Schlittenfahrten. Früher war sie oft ganz allein auf Schlittenkufen durch die schweigenden, ewigen Wälder der Heimat geglitten. Sie sprachen kein Wort; noch hielt das Nordlicht beide in seinem göttlichen Bann. Fernando hatte es noch nie gesehen.

Er hielt die Hand Christines in der seinen, dankbar ergriffen.

Sie waren täglich zusammen. Die spanische Gesandtschaft hatte Schweden noch nicht verlassen können, denn der zeitige Winter verhinderte die Abreise. Die Königin hatte es begrüßt, denn noch nie hatte sie einen Menschen gefunden, in dem ihr ganzes Wesen so aufging wie in Fernando.

Sie wußte, daß gehässige Augen ihnen böse Blicke nachwarfen, sie wußte, daß Graf Magnus sie haßte, aber sie ließ sich das Recht der Liebe nicht schmälern. Niemand konnte ihr nachsagen, daß sie die Staatsgeschäfte vernachlässigte. Am Morgen widmete sie sich ihnen und wohnte regelmäßig dem Reichsrat bei. Gesandtschaften Dänemarks, Rußlands, Norwegens waren erschienen, bei allen Audienzen hatte sie allein den Reden der Gesandten geantwortet. Täglich diktierte sie ihren sechs Geheimschreibern so viele Briefe, daß diese die Arbeit kaum bewältigen konnten. Nein, niemand konnte ihr Nachlässigkeit vorwerfen. Aber nur wenige gönnten ihr die Stunden des Glücks.

Langsam verblaßte das Wunder des Nordlichts; die Strahlen verloren Farbe und Glanz, die Helligkeit nahm ab, noch einmal zuckten schwache, feurige Garben aus der Krone, dann verging sie langsam, und nur ein zartes Flimmern erinnerte noch an ihre Pracht.

Christine hatte unverwandt auf sie geblickt. Welcher König trug solche Krone? Sie war die Erbin der schwedischen Krone. Aber die Krone des Himmels zu tragen, nicht nach irdischem Ruhm zu streben, in Demut sich zu beugen vor der Macht des Alls, das mußte wohl das Höchste für einen Menschen bedeuten.

Fernando wandte sich zu ihr.

„Einmal dieses Licht über Spanien, nur einmal!“ rief er aufgewühlt. „Aber es ist Schwedens Licht, des Nordens Licht und das deine!“

„Ja, es ist Schwedens Licht“, gab sie zur Antwort. Doch ein Gefühl der Wehmut überkam sie, da er von Spanien sprach.

Einst würde der Tag kommen, da er sie verließ. Spanien rief ihn zurück. Gewaltsam riß sie sich von dem Gedanken los.

„Fahr weiter, Fernando“, sagte sie, „die Nacht ist hell.“

Er gab den Pferden leicht die Peitsche, der kleine Schlitten glitt rasch und geräuschlos über die Straße, der Schnee knirschte, hoch aufgewirbelt von den Hufen der Tiere.

Im Seitenflügel des Schlosses stand zur gleichen Zeit Graf Magnus vor dem Rollstuhl des blinden und gelähmten Reichsdrosten. Finster war des Grafen Gesicht, und als er dem Drost ein Glas reichte, zitterte seine Hand vor Erregung.

Der Spanier im Schlitten der Königin! Seit Wochen war sie nur mit ihm, dem Fremden, dem Katholiken zusammen! Der Schatten Roms lag über dem Throne der Wasa! Und er, Graf Magnus, war für sie ein Nichts, das sie kaum eines Blickes würdigte!

Schwach und langsam fragte der Reichsdrost: „Was denkt Ihr, Graf?“

Magnus erwiderte gepreßt: „Der Kavalier de Moredo fährt mit der Königin durch die weiße Nacht.“

„Eure Stimme zittert im Zorn, Graf.“

Der andere schob das Unterkinn vor, böse schweiften seine Blicke zu dem weißen Haupte des Drostes.

„Don Pimentel soll sich mit seiner Begleitung von dannen heben! Katholiken am Hofe der schwedischen Majestät!“

Besänftigend erklang des Alten Stimme: „Christine ist eine gute Lutheranerin, bedenkt es, Graf.“

„Weil sie gegen die Hexenprozesse spricht? Das macht noch keinen Frühling!“

„Sie weiß, was sie will, Graf.“

„Der Südländer hat das Herz der Königin betört!“

„Ihr nehmt es zu ernst, Graf.“

Magnus ging auf und ab, daß die Dielen leise knarrten. Dann blieb er mit einem Ruck stehen. Seine Gestalt straffte sich.

„Ich werde Don Pimentel Mitteilung machen und ihn zur Rede stellen.“

Der Reichsdrost wandte ihm sein Gesicht zu.

„Ihr nehmt das alles viel zu ernst, Graf Magnus. Christine ist jung.“

„Aber sie liebt!“

Der Drost hob seine durchsichtigen Hände: „Auch eine Königin darf lieben.“

Magnus biß sich auf die Lippen. Nahm der Alte sie in Schutz? Weshalb tat er das?

„Mich friert . . .“, hörte er die Greisenstimme matt durch den verdunkelten Raum, an dessen alte Steinwände die Kerzen ihr unruhiges Licht warfen. Er trat zu dem Drost und legte die Decke, die herabgeglitten war, wieder auf seine Knie. Dann schritt er auf und ab, vom Kamin bis zum Stuhl und wieder zurück.

„Seit dieser Spanier am Hofe Schwedens weilt, vernachlässigt die Königin sogar ihre Studien“, rief er. „Freinsheim und Vossius haben mir ihr Leid geklagt. Und dann vergeßt nicht, daß Spanien unser Feind ist!“

„O wäre ich noch einmal jung“, stöhnte der alte Mann, „ich würde lieben, wenn mein Herz es mir gebietet. Er muß schön sein, der Spanier. Ich hörte den dunklen Klang seiner Stimme wie Musik. Gönnst ihn der Königin. Ihre Jugend war schwer und bitter. Bedenkt das wohl.“

Aber Magnus bedachte es nicht. „Ich höre das Volk flüstern“, sagte er. „Don Pimentel kam

nicht nur des Salzes wegen. Er will unser Bündnis mit Frankreich stören. Vielleicht hat er noch andere Pläne, von denen wir nichts ahnen . . .“

Er wischte sich über die trockenen Lippen, ergriff den Becher und leerte ihn bis zur Neige. Durst plagte ihn schon seit Wochen, Unruhe raste in seinem Herzen, der Schlaf floh seine Nächte. Immer sah er die Königin, neben ihr den Fremden; er hörte ihr helles Lachen, er malte sich aus, wie ihre weichen Hände in denen des Spaniers lagen, wie sie ihn liebkosten, durch sein dunkles Haar glitten . . . O, er hatte ihre Liebe kosten dürfen, die sie nun an einen Fremden verschenkte!

Daß Christine glücklich war, daran dachte er nicht. Er war vernachlässigt, zurückgesetzt, verlacht! Die Hofleute tuschelten hinter seinem Rücken, er sah ihre höhnischen Blicke, und wenn er mit ihnen sprach, glaubte er aus ihren Reden nur das eine zu hören: die Königin liebt den Spanier!

Wie aus weiter Ferne drang die Stimme des Alten an sein Ohr: „Das Volk hat keinen Grund, die Königin zu hassen, Christine ist klug und bedacht. Nennt mir, Graf, eine zweite Königin wie sie. Ich wüßte keine.“

Des Grafen Augen sprühten. „Die Friedensverhandlungen billige ich nicht! Nicht ich und nicht der Kanzler! Christine schwächt die Macht des Reiches!“

„Der Kanzler verhandelt mit den Dänen, mein Freund“, erwiderte der Drost nach einem beklemmenden Schweigen. „Dieser Friede wird Schweden Landgewinn und vielen Vorteil bringen. Tadelt nicht, was keinen Tadel verdient.“

„Ihr fehlt die Hand aus Eisen, Reichsdrost!“

„Der Wille ihres Vaters strahlt aus ihr, Graf Magnus.“ Vorsichtig tastete der Blinde nach dem Becher. Wieder kroch ein düsteres Schweigen in den Raum. Plötzlich sagte Gabriel Magnus laut: „Die Thronfolge ist nicht geregelt. Was wird aus Schweden, wenn der Tod Christine dahinrafft?“

Der Reichsdrost zuckte heftig zusammen. „Da sei Gott vor!“ flüsterte er entsetzt. „Graf Magnus, wie redet Ihr?“

Ruhig erwiderte der Graf: „Christine ist verpflichtet, zur Sicherung des Reiches einen Thronfolger vorzuschlagen. Denn niemand glaubt mehr daran, daß sie sich einen Gatten wählen wird.“

„Das weiß man noch nicht“, entgegnete der alte Drost mühsam, eine Hand auf sein Herz pressend. „Sie ist jung, gesund, es gibt keinen Anlaß, die Hoffnung aufzugeben.“

Gabriel Magnus lachte kurz auf. „Sie leidet an Ohnmachten, das Fieber jagt oft durch ihren Körper.“

Da sagte der Drost: „Stellt Euch dieser Liebe nicht in den Weg, Graf!“

Liebe? Magnus dachte an die Fahrt, die er mit Christine nach Gotland unternommen hatte. Vorn am Bug hatte sie gestanden, ganz allein, und über die See geblickt, derweilen er hoch oben im Ausguck hockte. Sie hatte sich weit über Bord gebeugt, so daß er ihr zurief, sie solle sich in acht nehmen. Aber sie hatte nur gelacht, denn sie kannte nicht das Gefühl der Angst. Doch als er dann wieder neben ihr an Deck stand, spürte er, daß noch die Besorgnis, die sie um ihn gefühlt hatte, in ihr nachzitterte. Und jetzt? Er ballte die Hände.

Plötzlich hörte er wieder die Stimme des Drostes: „Betet, Graf! Was Christine will, ist gut. Sie trägt das Blut ihres großen Vaters in ihren Adern. Betet, Graf Magnus, betet!“

Gabriel Magnus zuckte zusammen; alle Farbe war aus dem eingefallenen Gesicht des alten Mannes gewichen, er hatte den Kopf zurückgelehnt und röchelte laut.

Magnus fühlte kein Mitleid mit ihm. Sollte er den Arzt rufen? Nein. Der Reichsdrost nahm die Königin in Schutz, er billigte ihr Verhältnis mit dem Spanier, das hieß, er war gegen ihn, den Grafen Magnus!

Die Tür hatte sich leise geöffnet, auf der Schwelle stand Christine. Sie hatte die letzten Worte des Reichsdrostes gehört.

„Achtet die Königin und alles, was sie tut“, flüsterte der Alte mühsam und versuchte, sich

aufzurichten. Der Graf erwiderte laut: „Ich hasse die Katholiken!“

Christine zuckte zusammen. So stand es also? Wie mußte er sie hassen, sie und die Spanier. Nun wußte sie: Magnus war ihr Feind!

Der Körper des Drostes wand sich unter Qualen, Schweiß rann ihm übers Gesicht, die Hände waren verkrampft. Plötzlich schrie er: „Haltet mich . . . Gott schütze die Königin! . . .“ Dann sank er in sich zusammen, das weiße Haupt fiel auf seine Brust.

Christine stürzte zu dem Reichsdrost, kniete neben ihm nieder und ergriff seine Hände, die leblos und kalt waren.

Da wußte sie, daß der Tod ihn zu sich genommen hatte. Lange verharrte sie regungslos. Endlich stand sie auf und wandte ihr Gesicht dem Grafen zu.

„Graf Magnus! Ihr gebt mir Rechenschaft und haltet Euch bereit! Ich liebe Spanien!“

Dann ging sie.

## V

Axel Oxenstjerna war mit einem achtspännigen Schlitten über das Eis des Sunds zu den dänischen Friedensverhandlungen gefahren. Auf der blanken Fläche türmten sich kleine Berge; Risse und Spalten mußten überquert werden; vier Pferde brachen ein und verschwanden in der eisigen Tiefe des Meeres.

Eine Eskorte von fünfzig Reitern folgte dem Schlitten; voran ritten fünf kundige Führer auf schwarzen Hengsten.

Ein scharfer Nordost blies über das Meer und ließ die Bärte der Männer gefrieren; hart schlugen die Hufe der Pferde in das spiegelglatte Eis, laut klangen die Schellen. Der alte Kanzler saß tief eingehüllt im Schlitten und dachte an Christine.

Die Königin hatte energisch darauf gedrungen, daß der dänische Friede geschlossen würde. Es war zu einer scharfen Auseinandersetzung zwischen ihr und Torstenson gekommen, die Königin hatte gedroht und war heftig geworden; schließlich einigte sie sich mit dem Kanzler dahin, daß der Friede nur auf der Grundlage ausreichender Sicherheiten abgeschlossen werden dürfe, und erklärte, ein offener Krieg sei immer noch besser als ein schlechter Friede.

Oxenstjerna bewunderte ihren Weitblick. Nun fuhr er gen Süden, um zu erreichen, was die Königin wünschte und er selber erhoffte.

Über dem Eis glänzte die Sonne; es begann zu schneien. Unaufhaltsam feuerten die Rufe der Reiter die Pferde an, unaufhaltsam jagte der Schlitten mit dem Kanzler des mächtigen Schwedens südwärts, bis er kleiner und kleiner wurde und zuletzt hinter hohen Schneedünen verschwand.

Ein Raunen lief durch das Schloß; die Königinmutter hatte geschrieben, daß sie beabsichtige, sobald die Witterung es zulasse, zu Besuch nach Stockholm zu kommen. Seit die Königin Eleonore Stockholm verlassen hatte, war sie in Vergessenheit geraten. Christine fühlte sich nicht zu ihr hingezogen, ein Abgrund trennte sie von der Mutter, und so beschlich sie ein Unbehagen, als sie von dem bevorstehenden Besuch erfuhr. Aber noch war Zeit bis dahin, denn im tiefen Winter würde die Königinmutter wohl kaum eine so beschwerliche Reise antreten.

In Norrköping hielt ein kleiner Schlitten, dem eine zierliche Frau und ein schwarzhaariger Mann entstiegen. Der Wirt des kleinen, am Walde vor dem Städtchen gelegenen Gasthofes kam eilig herbei und verneigte sich tief, seinen

dicken Bauch nach Möglichkeit einziehend. Es müssen hohe Herrschaften sein, vielleicht gräfliche oder sogar fürstliche, dachte er. Die junge Frau war sehr lustig und fragte, ob sie übernachten könnten, sie wollten nach Stockholm weiter, doch sei es bereits zu spät geworden.

Der Wirt erwiderte höflich unter vielen Verbeugungen, Zimmer wären frei, die hohen Herrschaften möchten sich in sein bescheidenes Haus begeben, auch an einem guten Mahle würde er es nicht fehlen lassen. Der Hausknecht, ein Kerl mit krummen Beinen und pfiffigem Gesicht, spannte die Pferde aus, und auf die Ermahnung der Dame hin, er solle nicht vergessen, die Tiere gut abzureiben, grinste er dienstefrig. Ein Geldstück flog ihm zu, er fing es geschickt und mit einem Kratzfuß auf; als er die Hand öffnete, glänzte ein Goldstück darin. Dem Burschen blieb der Mund offenstehen, er traute kaum seinen Augen.

Der Herr und die Dame hatten sich inzwischen in das Gastzimmer begeben. Die Stube war mit Holz getäfelt, breite Simse liefen an den Wänden entlang, eine bequeme Bank mit bunten Kissen zog sich vom runden Ofen bis zu den niedrigen Fenstern hin und lud zum Sitzen ein. Ein alter Forstmann, Holzfäller, Fuhrknechte und ein paar junge Burschen tranken, würfelten und scherzten. Die Herrschaften nahmen in der Nähe des Kamins Platz; der Wirt brachte Wein

5\*

in hohen, gravierten Zinnkrügen, Speck, Brot, geräucherten Fisch und fragte höflich, ob etwas Gebratenes genehm sei, er habe Enten, Hühner, Fasanen und Eidergänse.

„Bringt, was gut ist“, sagte die Dame, die ihren Pelz abgelegt hatte und nun in einem einfachen, grauen Wams am Tische saß. Der Wirt buckelte und ging. Die zwei waren wohl ein Liebespärchen, sie taten sehr zärtlich miteinander. Die Leute am Spieltisch blickten hin und wieder etwas neugierig zu ihnen hinüber, ohne sich sonderlich um sie zu kümmern. Die Dunkelheit senkte sich langsam auf die weiße Erde draußen herab. Eine junge, blonde Magd steckte Kerzen und Kienspäne an; wenn sie lachte, zeigte sie eine Reihe herrlicher Zähne, ihr Haar glänzte rötlich, wie das der Finninnen. Die Männer scherzten mit ihr, ein wenig grob, aber von Herzen, und sie erwiderte die Scherze auf ihre Art.

Während dampfende Suppe und auf dem Rost gebratene Hühner gebracht wurden und die Fremden am Kamin sich daran sättigten, wurde es allmählich lauter im Gastzimmer, denn der Wein verfehlte seine Wirkung nicht. Bald kamen noch mehr Waldarbeiter in zottigen Schafpelzen und stellten ihre Äxte geräuschvoll an die Wände. Dann redeten sie schwerfällig vom Wetter, von dem Schneefall und den zugefrorenen Seen, doch bald kamen sie auf die politischen Ereignisse.

„Der Kanzler Oxenstjerna ist nach Dänemark gefahren, es wird wohl nun Frieden geben“, meinte ein stämmiger Alter. Ihm widersprach ein Mann, der einen dichten Bart und dunkle Brauen hatte, unter denen zwei scharfe Augen funkelten. „Ja, vielleicht in fünfzig Jahren! Eher versickert der Wener-See, als daß wir Frieden bekommen! Wer will denn Frieden? Das Volk, ja! Die oben? Die bestimmt nicht!“

„Aber die Königin will den Frieden!“ warf ein junger Bursche ein. Der Bärtige lachte, dröhnend, daß ein struppiger, kleiner Hund neben der Tür aus dem Schlaf auffuhr und erstaunt den Kopf hob. „Den Frieden will sie? Du irrst dich, mein Junge! Die will sich Lorbeeren holen, die wird noch selber mit in den Krieg ziehen, sie ist ja ein halber Mann, und der Vater war Gustav Adolf!“

„Sie läuft in Hosen, trägt Männerhüte, Reiterstiefel und schießt Pistole!“ rief lachend ein Dicker. „Sie soll sich das Haar ratzekahl geschoren haben, und wenn sie schläft, legt sie einen Panzer an.“

Der Bärtige feixte. „Das sieht ihr ähnlich!“

„Treibt mit der Königin nicht euren Spott!“ rief ein Weißbart, mit der Faust auf den Tisch schlagend, daß die Krüge hochsprangen und der Inhalt herausschwappte. „Wir verdanken ihr viel!“

Die Reden flogen hin und wider. Plötzlich flüsterte einer: „Seht euch vor! Man kann nicht wissen, wer die da drüben sind . . .“

Es wurde still. Vorsichtig wandten die Männer die Köpfe nach dem Liebespaar.

Da rief die Dame: „Sprecht ruhig weiter und laßt euch nicht stören. Aber damit ihr euch nicht länger zu streiten braucht, möchte ich euch sagen: Die Königin will den Frieden!“

Die Leute blickten einander etwas verlegen an, und der Zottige erwiderte kühn: „Mit Verlaub, woher wißt Ihr das so genau, Euer Gnaden?“

Die blonde Dame entgegnete mit einem Lächeln: „Ich kenne die Königin gut, ihr könnt es mir glauben.“ Die Männer sahen sich an. Einer hustete. Ein anderer knurrte etwas Unverständliches.

„Ja, so ist es“, fuhr die Dame fort, „die Königin will den Frieden. Und weil sie ihn will, hat sie zunächst einmal den Kanzler nach Dänemark gesandt. Bald wird Friede sein!“

„Das wäre wahrhaftig zu schön, Euer Gnaden!“ rief keck ein Junger, verstummte aber jäh unter dem scharfen Blick der vornehmen Fremden.

Eine Stille trat ein. Wer war die Dame? Gehörte sie dem Hofe an?

„Dürfen wir fragen, wer uns die hohe Ehre des Besuches gibt?“ erkundigte sich der Bärtige, sich zum Sprecher der übrigen machend.

Die Dame erhob sich und nahm ihre Pelzmütze ab. Lang fielen ihr die goldenen Locken bis auf die Schultern. Um ihre Lippen lag ein spöttischer Zug.

Unwillkürlich hatten sich die Männer erhoben und starrten auf die blonde Frau.

In das Schweigen hinein sagte einer von ihnen: „Die Königin . . .“

Christine machte eine schalkhaft übertriebene Verbeugung und schwang die Kappe in weitem Bogen durch die Luft.

„Erraten oder erkannt, mein Freund?“ fragte sie und rief dem herbeieilenden Wirt zu: „Gebt den Männern, was sie verlangen, bis morgen früh sind sie meine Gäste!“

Feierlich brach die Sonne durch die hohen Fenster des Saales, in dem die Räte des Reiches sich versammelt hatten. Es war ein denkwürdiger Tag, denn heute wurde der Friede von Brömsebro unterzeichnet. Zur Rechten standen in goldenen und silbernen Brustpanzern die Generale, berühmte Soldaten, die unter Gustav Adolf gekämpft hatten, Horn, Königsmark, Douglas und Marschall Lennart Torstenson, dessen Gesicht finster war und wie aus Erz gemeißelt; er hatte sich auf sein Schwert gestützt und blickte unentwegt auf das Bild des großen Königs; hinter ihnen standen jüngere Generale und andere

Offiziere der schwedischen Armee. Ihre schwarzen, roten, gelben und weißen Mäntel leuchteten im Sonnenlicht. Zur Linken verharrten die Bischöfe, unter ihnen der Bischof Dr. Matthiä von Strengnäs im prächtigen Ornat, ihm zur Seite der Gesandte des Erzbischofs von Upsala. Die Vertreter von Kalmar und Öland waren erschienen, auch die von Krylbo, Söderhamn und Karlstad, nur der Bischof von Gotland fehlte. Ihre Gewänder waren so prächtig wie die der katholischen Geistlichen, denn viele Sitten und Gebräuche im lutherischen Schweden erinnerten noch an die der alten Kirche.

Den Hintergrund nahmen die Edelleute ein. Da standen die Grafen, die Barone, die Ärzte, unter ihnen der französische Leibarzt der Königin, Doktor Saumaise, und eine besondere Loge war der spanischen Gesandtschaft, mit Don Antonio Pimentel an der Spitze, vorbehalten. Die schwarzen Samtgewänder der Hidalgos standen in düsterem Gegensatz zu der bunten Fülle der schwedischen Trachten.

Ganz im Hintergrund standen die Hofmarschälle und die Vertreter der Stände. Auch Graf Magnus wartete hier mit finsterner Miene, den Blick auf den spiegelglatten Boden des Saales gerichtet. Adler Salvius hielt sich in Osnabrück auf, wo er die Politik seiner Königin vertrat.

Zur Rechten Christines, die auf einer Empore Platz genommen hatte, saß der alte Kanzler

Oxenstjerna, der vor einigen Tagen aus Brömsebro zurückgekehrt war.

Lautlose Stille trat ein, als Christine zu sprechen begann. Ihre Rede war wohlgesetzt; mit warmer Stimme dankte sie dem Kanzler und allen Männern, die geholfen hatten, den dänischen Frieden abzuschließen.

„Ich ernenne meinen Kanzler Axel Oxenstjerna für seine Verdienste zum Reichsgrafen“, sagte sie. Die Generale zollten der Ernennung Beifall, und der alte Kanzler neigte das Haupt zum Dank. Nur Marschall Torstensons Züge blieben unbewegt, und das Antlitz des Grafen Magnus überschattete heftiger Trotz.

„Ich hoffe“, fuhr die Königin fort, „daß auch der Friede zu Osnabrück bald zum Abschluß gelangen wird. Man kennt mein Ziel. Man weiß, daß ich jeden lobe, der am Werke des Völkerfriedens arbeitet. Es kann kein höheres Ziel für alle Menschen geben, als in Frieden und Eintracht beieinander zu leben, Gott und die Gesetze zu achten und den Himmel zu loben und zu preisen . . .“

Als sie ihre Rede beendet hatte, ertönten Heilrufe auf die Königin und den Frieden. Der Vertrag von Brömsebro hatte Schweden große Landgewinne und handelspolitische Vorteile gebracht. Die Königin war stolz auf diesen ihren ersten Erfolg, obwohl sie sich nicht darüber

täuschte, daß sie ihn dem politischen Genie Oxenstjernas verdankte.

Ihre Augen suchten Fernando. Er spürte ihre Sehnsucht und verneigte sich leicht; sie lächelte ihm unmerklich zu. Dann erhob sie sich, dankte und verließ eiligen Schrittes den Saal.

Der Abend war gekommen, Christine saß lässig zurückgelehnt beim Schein einiger Kerzen in weichen Kissen, ein aufgeschlagenes Buch in der Hand; neben ihr lehnte Fernando.

Sie sagte gedämpft: „Ich glaube daran, Fernando, daß jeder Streit friedlich beizulegen ist, wenn wir es wollen. Doch eine starke Armee muß die politische Macht schützen. Es ist so viel Blut geflossen, daß ein Halt geboten werden muß. Ich habe zwar noch immer keine Nachricht von Salvius, aber ich glaube an den Frieden mit Deutschland. Weshalb wurde dieser Krieg begonnen? Nur um den Protestanten Hilfe zu bringen? Niemand weiß im Grunde, warum Kriege geführt werden. Ach, Fernando, wenn doch endlich der Tag käme, da sich alle Menschen die Hände reichten, aller Haß und Groll begraben würde und alle Zwietracht ein Ende nähme...“

Sie legte das Buch zur Seite. Er beugte sich über ihre Hand, ihr Blick ruhte auf ihm. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß sie jemals

wieder ohne ihn sein, nie mehr seine Stimme hören, in seine Augen blicken, seine Nähe fühlen werde. Angst überkam sie jäh. Er spürte es. Seine Augen fragten erschrocken. Sie legte ihre Hand auf seine Lippen, sacht schüttelte sie den Kopf. „Nein“, flüsterte sie, „nicht fragen... später... viel später...“

So saßen sie oft schweigend beisammen, indes ihre Herzen redeten. Auch er litt unter dem unabwendbaren Schicksal der Trennung, die kommen mußte. Er dachte oft: Wie werde ich es ertragen können, nicht mehr bei ihr zu sein, ihr glockenhelles Lachen nicht mehr zu hören, ihr goldenes Haar nicht mehr zu sehen? Er wußte, daß die Höflinge ihn haßten und verleumderische Gerüchte in Umlauf brachten. Aber er schwieg zu allem. Die Königin hatte ihn gerufen, die Königin hatte ihn mit ihrer Gunst bedacht, er diente ihr.

Es schlug Mitternacht. Sie sprachen von Gott, vom Glauben, von der Kirche. Er merkte aus ihren Worten, daß sie gläubig war, aber daß sie das Schaugepränge der Kirche nicht liebte und nicht davon überzeugt war, Gott verlange, daß ihm durch einen Kult gehuldigt werde. Ihre Gefühle trug sie nie offen zur Schau. Sie führte gern die Bibelstelle an, da Christus sagt, wer beten wolle, möge in sein Kämmerlein gehen. Hatte der Gottessohn den Bau von Kirchen befohlen? Fernando erwiderte, daß die Kirchen

zwangsläufig entstanden wären. Darauf hatte sie nichts entgegnet. Sie sagte, sie schätze die Calvinisten und habe nur den einen Wunsch: daß jeder Streit zwischen den Bekenntnissen, denn auch dieser sei ein Krieg, aufhören möge. Es gebe nur einen Gott, also könne es nur einen Glauben geben. Die Religionen seien aus der Sehnsucht des Menschen nach Erlösung entstanden, eine an die Allmacht gerichtete Frage; keine der bekannten Religionen aber habe die befriedigende Antwort gegeben und könne sie auch nicht geben, weil jede Religion Menschenwerk sei.

Er erwiderte vorsichtig, der Glaube verlange eine Inbrunst, als hänge alles nur von der eigenen Kraft ab, als geschähe alles nur aus jener Gnade, die durch die Tat am Kreuze den Menschen zuteil geworden war. Sie versetzte nach einigem Sinnen, das alles lasse sich auch philosophisch deuten, allein aus dem Verstande heraus.

Darauf Fernando: Er sei Katholik und glaube nicht, daß der Mensch Gott mit seinem Verstande erkennen könne. Christine entgegnete, es komme wohl darauf an, daß der Mensch sich selbst erkenne und den Hochmut ablege; gewiß sei alles Gnade, und in Demut zu leben tue not.

Fernando: Jedem Menschen offenbare sich einmal das Wunder, einmal sei jeder Mensch der göttlichen Gnade ganz nahe, dann erkenne er die Liebe Gottes, und vor dieser Liebe sei es

geboten, ehrfurchtsvoll zu schweigen und zu danken.

Christine hielt ihm entgegen, die katholische Kirche wende doch Gewalt an, damit die Menschen an ihre Religion glaubten. Das könne sie nicht billigen. Es sei viel Leid durch das Christentum in die Welt gekommen. Christus habe niemals eine Kirche errichtet, niemals eine direkte Lehre aufgestellt. Der wahre Christ müsse über jeder Konfession stehen. Sie wisse, er dürfe und er werde ihr hierauf nicht antworten, und sie wolle auch keine Antwort.

Die Kerzen waren fast heruntergebrannt, als sie sich trennten.

Christine schlief fest bis zum Morgen. Ein nachdenkliches Lächeln lag auf ihren Zügen, ihre Lippen waren ein wenig geöffnet wie der Kelch einer roten Rose.

## VI

Eines Morgens, nach einer bitterkalten Nacht, da die Steine vor Frost brachen, stand Christine im Ankleidezimmer, als Ebba ihr die unerwartete Ankunft Karl Gustavs meldete, der zum zweiten Male aus Deutschland zurückkam.

Sie runzelte die Stirn; aber bald erheiterten sich ihre Züge wieder. Sie bat die Gräfin, Karl Gustav zu sagen, daß sie ihn in einer halben Stunde empfinde.

Christine hatte sich in der letzten Zeit der Gräfin wenig gewidmet, oft sahen sie einander nur eine halbe Stunde des Tages. Was suchte Karl Gustav mitten im strengen Winter plötzlich in Schweden? Hatte das etwas Besonderes zu bedeuten?

Die Königin zog das rote Samtkostüm an, dann setzte sie die kleine Samtkappe auf, die sie so gern trug, und warf einen kurzen Blick in den Spiegel, bevor sie den Raum verließ.

Karl Gustav neigte sich tief über ihre Hand; er war noch massiger geworden, und Christine stellte fest, daß seine Lippen auffallend dick waren; sonst hatte er sich wenig verändert.

Sie gab sich Mühe, liebenswürdig zu sein, wußte aber nicht, ob ihr dies gelang. Der Vetter

saß unbeholfen im Sessel, seine Stiefel hatten keinen Glanz; er wirkte recht plump.

Während sie miteinander sprachen, kam ihr wieder die Thronfolge in den Sinn, an die sie in den letzten Wochen schon oft gedacht hatte. Der Kanzler hatte einmal erwähnt, das Volk würde es gern sehen, wenn die Thronfolge geregelt sei. Das gab sie zu.

Als er aber leise an die Heirat erinnerte, wehrte sie ab. Nein, heiraten wollte sie nicht. Darüber war sie sich nun im klaren. Für sie gab es nur einen Mann, und den konnte sie niemals zum Gatten erwählen, wenn sie nicht auf den Thron verzichtete. Aber ihrer warteten jetzt Aufgaben, die sie verpflichteten. In stillen Nächten, wenn sie keinen Schlaf fand, dachte sie daran, daß eines Tages die Stunde kommen würde, da sie auf den Thron verzichtete. Vor ihr standen die Gesichter der großen Ahnen. Finster blickte auf sie Gustav Wasa, der Erste der Wasas, der den Thron Schwedens gründete. Er hatte das schwedische Volk gegen die norwegischen Unterdrücker gesammelt und gestärkt; seinem Willen, seiner Kraft, geeint mit der seines Volkes, war es gelungen, die Eindringlinge aus dem Lande zu treiben. Das dankbare Volk wählte ihn zum König. In ihr pulste verpflichtend das Blut dieses Ahnen. Dann aber trat das Bild des Südens mit all seiner Pracht vor sie. Sie liebte den Süden und seine feineren Sitten. Rauh

war Schweden, rauh waren die Männer im einsamen Norden. Ihre Seele aber war zart, fein, fast zerbrechlich. Es gab Tage, da fühlte sie die Kraft der Ahnen in sich, da war sie eine Schwedin, die große Gustavstochter. Dann wieder dachte sie an das gewaltige Völkerringen; der Himmel leuchtete im Schein brennender Häuser, gehetzte Menschen flüchteten, Kinder verkamen ohne die liebenden Hände der Eltern, Raub, Mord, Brand raste über die deutschen Lande, Städte lagen verwüstet, öde, leer, Trümmer und Ruinen bedeckten ganze Landstriche. Die Pest wütete. Ein Abgrund hatte sich aufgetan, Totenhände reckten sich gen Himmel, die Erinnyen griffen mit gierigen Händen nach den Leibern der Gequälten. Wo blieb die Sophrosyne, wo der Edelmuth, wo das Christentum strenger Zucht? Konnten die Menschen Christus und Maria anbeten, und doch Haß und Blutgier im Herzen tragen? Wo war Gott, wo war er? Sie fühlte seine Kraft in ihrer Seele, die ein Teil dieser Kraft war. War sie nicht gesandt, das Werk des Friedens zu vollbringen? Ihr großer Vater hatte den Frieden schaffen wollen, indem er den unterdrückten Protestanten zu Hilfe kam, aber der Konfessionskrieg begann nur doppelt heftig zu wüthen. Warum dies alles? Warum konnten die Menschen nicht einander die Hände reichen, einig sein, glauben, hoffen, schaffen, arbeiten? Sie, Christine, klagte an!

Dann aber flüsterte eine Stimme in ihr: Schweden muß stark sein, muß groß sein, muß herrschen! Ach, sie wollte nicht herrschen, sie wollte nicht erobern, denn wer eroberte, stürzte Menschen ins Unglück. Sie aber wollte die Menschen glücklich machen. War die Unabwendbarkeit der Kriege durch ewige Gesetze bedingt? Wer konnte ihr eine Antwort darauf geben? Je mehr sie darüber nachdachte, desto stärker kam ihr zum Bewußtsein, daß alle Religionen die Menschheit nicht erlösen konnten. War der Norden berufen, die Erlösung zu finden?

Sie las Descartes; aber auch das Versenken in seine Philosophie stärkte nur ihre Zweifel. Ihr Herz war gütig und rein, wenn es auch vom Zwiespalt zerrissen war. Wer verstand sie? Einer vielleicht. Sollte sie mit ihm gehen? Auf alles verzichten?

Karl Gustav erzählte ihr, daß er Menschen getroffen habe, die, als sie vom dänischen Frieden hörten, die Königin Christine gepriesen hätten. Christine horchte auf. Ja, das wollte sie! Die Welt sollte die Friedens-Königin lieben!

Hierauf schwieg Vetter Karl. Unvermittelt fragte er dann, und seine Stimme zitterte ein wenig: „Christine, der Thron Schwedens braucht einen Erben. Die Krone darf nicht verwaisen...“

Sie blickte ihn erstaunt an und lächelte. Er wußte doch, daß sie sich nicht binden wollte. Da aber seine gutmütigen Augen treuherzig auf

sie schauten, erwiderte sie leise: „Ich nehme keinem Menschen die Hoffnung; doch ich glaube nicht, daß ich eine Ehe schließen werde, Vetter Karl . . .“

Er fühlte, wie sie ihn beobachtete. Wollte sie endlich nachgeben? Scheute sie sich noch, es ihm zu gestehen? Er sagte, so zart er konnte: „Ich leide sehr, Christine . . .“

Sie senkte den Blick.

Er stand auf. „Ich liebe Euch, Christine!“

Sie schwieg dazu. Sie dachte: Liebt er mich wirklich? Oder sucht er nur die königliche Macht? Sie hatte ihm ja den Thron versprochen! Wie wäre es, überlegte sie, wenn sie ihn zum König Schwedens machte? Dann wäre sie frei! Dann könnte sie gehen, wohin sie wollte, dem Rufe ihres unruhigen Herzens folgend. Würde er ein guter König sein? Vielleicht war er der Mann, Schweden zu stärken. Aber er suchte den Ruhm, er würde einen neuen Krieg beginnen, und der alte war noch nicht beendet!

Sie stand auf und trat ans Fenster. Ob er ein guter Staatsmann war, ein guter Politiker? Den brauchte das Land. Sie sagte, ohne sich umzuwenden: „Ihr wißt, Karl Gustav, daß ich Euch die Krone versprach . . .“

Sie hörte ihn laut atmen, dann sagte er tief: „Ich trachte nicht nach der Krone, Christine.“

Also er liebte sie noch! Hatte man ihr nicht erzählt, daß er in Deutschland viele Liebschaften hatte? Konnte er treu sein? Sie sah ihn von der Seite an. Sie wollte keine andere neben sich dulden, das hätte sie nie ertragen.

Wer aber kam sonst für den Thron in Betracht, wenn sie eines Tages abtrat?

„Ich fahre in wenigen Tagen wieder nach Deutschland, Christine“, hörte sie seine Stimme, „ich ertrage das Warten nicht . . .“

Da wandte sie sich um. „Ihr quält mich beinahe, Vetter Karl“, erwiderte sie mit einem Seufzer und ging langsam auf ihn zu.

„Verzeiht“, sagte er leise.

Sie blieb dicht vor ihm stehen und sagte: „Ich ernenne Euch hiermit zum Generalissimus, Vetter!“

Er sah sie erschrocken an, dann aber heiterte sich seine Miene auf, und er küßte die ihm dargereichte Hand.

„Meine Gedanken sind ewig bei Euch, Christine, meine Königin. Ich diene Euch und Schweden treu, und ich danke Euch aus tiefstem Herzen.“

Davon war sie überzeugt.

Nach dem ersten Erfolge des Friedensvertrages von Brömsebro stieg das Selbstgefühl der jungen Königin. Nun trachtete sie danach, nicht mehr im Schatten des Kanzlers zu bleiben.

Parteien hatten sich am Hofe gebildet. Die deutsch-schwedischen Unterhandlungen zu Osna-brück verstimmten die Königin, denn sie war nicht sicher, ob der Kanzler diese Verhandlungen ehrlich führte; auf Adler Salvius konnte sie sich zwar verlassen, doch gegen Oxenstjerna wurde sie mißtrauisch. Sie diktierte ihrem Geheimschreiber Gudmundsson folgenden Brief an Adler Salvius:

„Laßt Euch nicht von dem Ziel des Friedensschlusses durch die Machenschaften einiger ehrgeiziger Leute abbringen, wenn Ihr nicht Gefahr laufen wollt, Euch meine äußerste Ungnade zuzuziehen und mir mit Erröten Rechenschaft ablegen wollt. Ihr müßt damit rechnen, daß mich dann weder das Ansehen noch die Unterstützung großer Häuser hindern werden, der gesamten Welt den Verdruß zu zeigen, den ich über ein unvernünftiges Verhalten empfinde. Ich bin überzeugt, daß, wenn es mit den Verhandlungen schlecht geht, ich durch Eure Schuld in ein Labyrinth geraten werde, aus dem weder Ihr, noch der Verstand derer, die solche Pläne schaffen, mir heraushelfen können. Hütet Euch wohl! Ich zweifle nicht daran, daß Ihr es tun werdet, und ich schreibe Euch dies nur, indem ich auf Euer vorsichtiges Benehmen gnädig vertraue, so daß ich mit dem Beistand Gottes einen glücklichen Abschluß des so lange erhofften und ersehnten Friedens erwarte.“

Sie fügte noch hinzu, daß der Brief mehr für Oxenstjerna als für ihn, Salvius, bestimmt sei, und erbat seine Antwort, was für ein Gesicht der Kanzler beim Lesen des Briefes gemacht habe.

Tags darauf kam ihr zu Ohren, Oxenstjerna trage sich mit dem Plan, sie zu bitten, seinen Sohn Erich zum Gatten zu wählen. Aber schon bald erwies sich dies als ein Gerücht, denn Erich heiratete eine Gräfin Brahe.

Graf Magnus brütete unterdessen über düsteren, unheilvollen Plänen. Seine Eifersucht hatte ein Stadium erreicht, das ihn oft an den Rand des Wahnsinns brachte. Nachts schlich er durch seine Räume. Wenn er Christines ansichtig wurde, begann er zu zittern. Wenn er den Spanier sah, verloren seine Wangen die Farbe, und eine grünliche Blässe bedeckte sein Gesicht.

Er mochte nicht mehr essen, aber er trank bis zur Besinnungslosigkeit. Bei dem geringsten Anlaß schrie er seine Frau an, dann wieder sprach er tagelang kein Wort mit ihr. Das schlimmste aber war, daß Christine ihn mit Ehren überhäufte; sie hatte ihn zum Kriegsrat und General der schwedischen und finnischen Miliz und zum Generalleutnant des schwedischen Generalissimus Karl Gustav ernannt.

„Warum tut sie das?“ schrie er, und schlug sich die Faust vor die Stirn. Aber er wagte nicht,

die Ernennungen abzulehnen. Nein, sie sollte nicht wissen, daß er sich gekränkt fühlte, daß er maßlos litt. Es gelang ihm schlecht, seine Gefühle vor ihr zu verbergen, wenn sie einander sahen. Wer war an allem schuld? Der Spanier, nur der Spanier! Nachts wettete er zuweilen gräßliche Flüche gegen die spanischen Gesandten und schwur, Rache zu nehmen. Vorsichtig ließ er durch bestochene Leute Gerüchte unter dem Volk verbreiten, die Königin wolle sich dem Spanier vermählen, der Katholizismus habe dann den Weg frei!

Christine wurde von Aage über diese Umtriebe unterrichtet; sie ließ Magnus ruhig gewähren, denn sie wollte ihn erst ganz sicher in ihrer Gewalt haben, bevor sie zupacken ließ.

Eines Abends wurde der Schlitten Fernandos von einer wütenden Volksmenge angegriffen. Christine hatte jedoch eine Wache unter Führung ihres alten Vertrauten Aage nachgesandt, die die Menge auseinandertrieb, wobei drei Tote auf dem Platze blieben.

Am nächsten Morgen erschien eine Abordnung im Schloß. Sie verlangte gebieterisch die sofortige Abreise der spanischen Gesandtschaft und ersuchte um Aufklärung, ob es wahr sei, daß die Königin sich dem Spanier als Gattin versprochen habe. Christine ließ den Grafen Magnus rufen, und im Beisein des Kanzlers fragte sie ihn spöttisch:

„Graf Magnus, ich sagte Euch einst, daß ich Spanien liebe. Mit welchem Rechte habt Ihr falsche Gerüchte unter das Volk streuen lassen? Wer hat Euch das Recht gegeben, den Schlitten des Herrn de Moredo überfallen zu lassen?“

Der Graf konnte ihren scharfen Blick nicht ertragen und wich ihm aus. Stammelnd erwiderte er, daß er von nichts wisse. Da der Überfall mißglückt war, mußte er danach trachten, den Spanier auf andere Weise zu beseitigen.

Christine zog die Brauen nachdenklich hoch. Er leugnete. Konnte man ihm etwas beweisen? Die Aufwiegler waren nicht ergriffen worden.

„Ihr bestreitet also?“ fragte sie gedehnt und spielte mit einem kleinen Fächer.

„Ich weiß von nichts“, erwiderte er zum zweitenmal, aber er konnte sie nicht anblicken.

„Es ist gut, Ihr könnt gehen, Graf!“ Ihre Stimme war eiskalt.

Magnus verneigte sich und ging.

In Nebenraum wartete Fernando. Christine flog ihm entgegen, sie umarmten sich.

„Bist du verletzt?“ fragte sie besorgt, denn sie hatte ihn seit dem Überfall noch nicht gesprochen. Aber er lachte, und sie war schnell wieder beruhigt. Doch seine Miene war traurig.

„Christine“, sagte er leise, sie an sich ziehend, „es wird besser sein, wenn ich bald fahre...“

Sie zuckte zusammen. Er spürte das Beben ihres Körpers. Ihre Hand tastete nach seinem Gesicht.

„Du kannst nicht fahren“, erwiderte sie endlich, „das Meer ist vereist und der Schnee liegt hoch...“

„Ich weiß, wir Spanier sind nicht gern gesehen in Schweden“, sagte er ruhig, „ich will auch nicht, daß die Königin von Schweden meinetwegen Unannehmlichkeiten habe...“

Da begann sie stärker zu zittern. Nein, sie ließ ihn nicht, er durfte nicht gehen! Ihre Augen füllten sich mit Tränen, sie wandte sich ab.

„Christine“, sagte er weich, „ich komme wieder...“

„Fernando, sprich nicht davon, ich bitte dich...“

Er ergriff ihre Hände und preßte sie an seine Lippen.

Sie dachte daran, wie Magnus triumphieren würde. Das sollte er nicht, das durfte nicht sein. Sie war die Königin, er ihr Diener. Sie würde den Grafen nach Deutschland schicken, vielleicht als Statthalter nach Pommern, doch Fernando ließ sie sich nicht nehmen!

Aber sie haßten ja nicht nur Fernando, sondern auch den Gesandten Pimentel. Sie haßten Spanien, die Feinde und Gegner des Glaubens. Ach, ihre Macht war nur von dieser Welt. Schon wenn französische Gelehrte ihren Hof

besuchten, flüsterten böse Zungen und verbreiteten schmutzige Gerüchte. Doch Oxenstjerna billigte ja die Freundschaft mit Spanien, denn er dachte an die Zukunft.

„Mein Kanzler Oxenstjerna liebt Spanien, Fernando“, sagte sie.

„Ich weiß, Christine“, entgegnete er, „aber er allein ist nicht Schweden.“

„Ist es vielleicht Graf Magnus?“ fragte sie heftig und ballte die kleinen Hände.

„Nein“, sagte er leise, „aber das Volk...“

Sie sah ihn überrascht an.

„Du glaubst wirklich, er hätte das Volk auf seiner Seite?“

Sie lachte. Es sollte ein verächtliches Lachen sein.

„Du irrst dich, Fernando! Wer hier zu bestimmen hat, das bin ich, nur ich!“ Jetzt fühlte sie wieder die Macht und den gewaltigen Willen des Vaters in sich.

Sie liebte Fernando mit all ihren Sinnen und schätzte Don Pimentel, den Gesandten Philipps von Spanien, weil er ein ernsthafter Mann und ein seit langer Zeit anerkannter Diplomat war. Er selbst hatte wohl mit Fernando gesprochen und ihm nahegelegt, die Beziehung zur Königin abzubrechen. Der Haufe, der seinen Schlitten überfallen hatte, stieß aber auch Verwünschungen gegen Pimentel und Spanien aus, die dem Gesandten bereits hinterbracht waren. Er hatte energisch beim Kanzler Einspruch erhoben, und

Oxenstjerna hatte ihm die Bestrafung der Missetäter zugesichert.

Christine ließ von nun an den Grafen Magnus auf Schritt und Tritt bewachen, und auch Fernando wurde stets, ohne daß er darum wußte, von Wächtern begleitet, die für sein Leben zu bürgen hatten, denn Christine befürchtete das Schlimmste.

Oxenstjerna sprach bei der Königin vor. Er bat sie dringend, mit der Regelung der Thronfolge nicht länger zu warten. Entweder solle sie sich entschließen, einen Gatten zu wählen oder einen Thronfolger bestimmen, wie es die Reichsgesetze verlangten.

Christine kämpfte lange mit sich. Nach den letzten Ereignissen war Trotz in ihr aufgekommen. Man sollte nicht glauben, daß man mit ihr umspringen könne wie mit einer Puppe.

Oxenstjerna hatte nicht mehr darauf gedrungen, daß sie Karl Gustav heirate, auch billigte er die Ernennung zum Generalissimus nicht; bei der Vereidigung hatte er eine kalte Ansprache gehalten.

Auf Wunsch der Königin rief der Kanzler einen Rat zusammen, um die Frage der Thronfolge zu klären.

„Einen anderen als Karl Gustav wähle ich nicht zum Gemahl“, erklärte Christine den hohen Würdenträgern.

„Aber das Wohl des Reiches, Majestät!“ warf Oxenstjerna ein.

„Habe ich bedacht, Kanzler. Bleibe ich ehelos, so bestimme ich meinen Vetter Karl Gustav von der Pfalz zum Nachfolger.“

Ihr Blick ruhte auf ihrem Vetter, glitt dann an dem undurchdringlichen Torstenson ab und blieb auf dem sympathischen Gesicht des Bischofs Dr. Matthiä, ihres alten Lehrers, haften.

„Ihr wißt, Ihr Herren, daß die Eigenschaften meines Veters höchstes Lob verdienen“, fuhr sie fort.

Nach kurzer Pause entgegnete Karl: „Meine Königin, ich habe die hohen Ehren meiner Auszeichnung als Generalissimus mit Dank entgegengenommen. Doch bitte ich um Vergebung, wenn ich meine, daß meines Herzens Wunsch mir mehr ist, als alles auf dieser Erde. Wenn diese Hoffnung fehlschlägt, so ist mir ein Stück Brot genug, dann gehe ich und lege Amt und Würden nieder.“

Er sah in die Runde. Aber nur die Königin runzelte die Stirn; sie erwiderte fast erzürnt: „Karl Gustav, ich kenne Euren Sinn! Ihr strebt nach Höherem!“

„Ich wäre nie nach Schweden zurückgekommen, wenn ich geahnt hätte, daß Ihr Euer Versprechen nicht halten würdet!“ erwiderte er leidenschaftlich.

„Ich war ein Kind damals, mein Vetter!“

Er schwieg.

Lauter fuhr sie fort: „Doch was ich heute sage, das ist bindend!“

„Da ich nach Deutschland gehe, Königin, gestattet Ihr, daß ich Euch schreibe?“ fragte er.

Christine wehrte ab. Sie sagte, sie erlaube ihm, über die Vermählungsfrage nur mit Dr. Matthiä oder mit seinem Vater zu korrespondieren.

Er nickte stumm und traurig.

Christine atmete tief. „Die Sorge um einen Thronfolger liegt auch mir am Herzen“, sagte sie, „denn Gottes Ratschluß ist uns Irdischen unbekannt. Ich schlage deshalb vor“, hier stockte sie einen Augenblick, „meinen Vetter Karl Gustav zum Thronfolger zu ernennen, wenn Gott mich abberufen sollte. Das ist mein Wille. Ich weiß, daß einige mich als die Letzte meines Hauses ansehen. Diese mögen nach meinem Tode einer Königswahl beiwohnen.“

Entrüstet wollte Oxenstjerna erwidern, aber sie winkte ab. „Ich weiß. Andere wünschen eine aristokratische Republik. Aber dem steht die Sitte unseres Volkes entgegen.“

Da erhob Torstenson seine rauhe Stimme: „Majestät, niemand wird es in den Sinn kommen, eine Republik zu wünschen. Doch gilt es wohl zu überlegen, welchen Entschluß man faßt!“ Und er warf einen abfälligen Blick auf Karl Gustav.

Christine meinte gereizt, sie werde sich hüten, etwas Unbedachtes zu tun. Bestimmt sagte sie nach einer Weile: „Ich verlange die schriftliche Erklärung Eures Einverständnisses und des Reichsrats Billigung, denn sonst wird mein Vetter Karl nie den Thron besteigen!“

Es war sehr still.

Torstenson versetzte: „Majestät, der Generalissimus Karl Gustav wird keine andere als die Königin heiraten, und da dies sicher ist, leidet die Thronfolge abermals.“

Christine aber lächelte. „Die Liebe brennt nicht für eine allein. Die Krone ist ein reizendes Mädchen, das wohl über den Verlust eines anderen zu trösten vermag.“

Karl Gustav zuckte zusammen. Spottete sie seiner Gefühle?

In diesem Augenblick trat der Hofmarschall ein.

„Ein Bote, Majestät“, sagte er erregt.

Christine zuckte zusammen. Fernando! war ihr erster Gedanke, war ihm etwas zugestoßen?

„Vorlassen!“ rief sie heftig.

Der Bote trat ein und sank aufs Knie.

„Was bringt er?“ fragte sie, gewärtig, das Schlimmste zu hören.

Aber das Gesicht des Mannes strahlte und zitternd vor Erregung rief er: „Von Adler Salvius bin ich gesandt! Der Friede ist geschlossen!“

Christine starrte ihn einen Augenblick an. Das Blut wich vor Erregung aus ihren Wangen. Dann erhob sie sich rasch. „Der Friede ist geschlossen?“ rief sie.

„Ja, meine Königin!“

Sie faltete die Hände und sagte aus tiefster Seele innig und dankbar: „Mein Gott, ich danke dir, ich danke dir von ganzem Herzen!“

Sie löste ihre goldene, mit Diamanten und Rubinen besetzte Kette von ihrem Halse, schritt, noch leicht wankend, auf den Boten zu und drückte sie ihm in die Hände.

„Da nehmt, zum Zeichen meiner Dankbarkeit für diese Gottesbotschaft!“

Tränen traten ihr in die Augen. Es war ihr, als höre sie die Stimmen der Engel im Himmel, als jauchze die Erde . . .

Die Kirchen hielten Dankgottesdienste ab. Christine suchte die Gruft der schwedischen Könige auf und verweilte hier lange Zeit inbrünstig betend. Neben ihr kniete Fernando. Es gab keinen Menschen in Schweden, der Gott für diesen Erfolg der Königin so dankte wie Fernando de Moredo, der Spanier.

## VII

Der Reichsrat hatte endlich eingewilligt, Karl Gustav zum Thronfolger zu wählen. Es war hart hergegangen im Rat. Geistlichkeit, Bürger und Bauern stimmten endlich zu, aber der Adel zögerte noch.

Christine ließ seine Vertreter zu sich kommen und wies darauf hin, daß sie nur einen König gegen ihren Willen erhalten würden, wenn sie sich widersetzten, weil die anderen Stände bereits eingewilligt hätten. Es sei ihr wohl bekannt, daß nur ein kleiner Teil des Adels gegen ihre Entschlüsse stehe. Sie sprach bestimmt, ja scharf, und das bewirkte, daß der Adel nachgab.

Karl Gustav erhielt eine Apanage und den Titel eines Prinzen von Schweden.

Es waren feierliche Augenblicke, da der Thronfolgeakt unterzeichnet wurde. Bei diesem Zeremoniell mußte auch Graf Magnus anwesend sein. Er hatte sich in letzter Zeit fast ganz zurückgezogen, der alte Groll und Haß fraß an seinem Herzen, und noch immer trug er sich mit dunklen Plänen, denn die Spanier weilten noch in Schweden.

Christine hatte die Feder zur Seite gelegt und blickte auf. Das Gesicht des Kanzlers war finster; die Königin wußte, daß er nicht aus freiem

Willen unterzeichnete. Duster war seine Stimme gewesen, als er gesagt hatte: „Ich stimme dem Thronfolgeakt, Majestät, nur auf Befehl zu, weil mich der Eid, den ich dem König Gustav gab, bindet!“

Die Königin erhob sich.

„Ich danke dem Reichsrat, ich danke den Ständen“, sagte sie. „Nun soll niemand aufstehen und sagen, daß ich des Reiches Zukunft ungesichert ließ!“ Ihre Augen wanderten im Kreise. Müde erwiderte der Kanzler: „Die Stände anerkennen auch die Thronfolge für Karl Gustavs männliche Nachkommen.“

„Die Stände entschieden gut und klug. Ich hoffe, daß niemand mehr unzufrieden ist. Oder gibt es noch Klagen?“

Graf Magnus fuhr auf. Jetzt war die Gelegenheit da, seine Bedenken gegen die Spanier vorzubringen. Seine Stimme hatte einen seltsam heiseren Ton, als er mit düsterem Blick sagte: „Ein spanischer Schatten liegt über dem Thron Schwedens . . .“

Aller Augen richteten sich auf ihn. Christines Blick fuhr blitzschnell auf ihn zu, doch er wich diesmal nicht aus; nur seine Lider zogen sich zusammen.

„Graf Magnus!“ Schneidend klang die Stimme der Königin, das Blut stieg ihr zu Gesicht.

Magnus schwieg.

Da sagte der junge Rat Salvius, der über die letzten Vorgänge am Hofe noch nicht unterrichtet war:

„Graf Magnus fürchtet wohl um das Bündnis mit Frankreich, Majestät . . .“

Erstaunt sah ihn Christine an, zog die Brauen unwillig hoch und rief heftig: „Ernannte ich Euch zum Reichsrat, Adler Salvius, daß Ihr Fürsprecher werdet für den Grafen Magnus?“

„Vergebung, Majestät . . . ich meinte . . .“

Sie fiel ihm ins Wort: „Ihr führtet die Verhandlungen in Deutschland zu meiner Zufriedenheit und Anerkennung, Reichsrat Salvius! Deshalb ernannte ich Euch!“

Salvius verneigte sich.

Beklemmendes Schweigen kroch durch den Raum.

Christine war an den hohen Bücherschrank getreten und blickte auf ein dickes, in Schweinsleder gebundenes Werk in lateinischer Sprache, das ihr Fernando geschenkt hatte.

Sollte sie niemals Ruhe finden? War es ihr Schicksal, sich dauernd mit den Männern, die sie umgaben, zu streiten?

Jäh wandte sie sich um, und ein gefährliches Feuer glomm in ihren Augen. „Redet, Graf Magnus! Redet! Was schweigt Ihr? Klagt mich an! Verurteilt mich, wenn Ihr es könnt! Aber hören will ich Euch, hören, hören!“ Sie bebte. Ihre Hände flogen. Ihre gewaltsam nieder-

gekämpfte Empörung gegen ihn kam zum Durchbruch. Wochenlang hatte sie geschwiegen, alle seine versteckten Angriffe, seine Verleumdungen, seine Pläne hatte sie mit Stillschweigen übergangen, jetzt brach in ihr auf, was sie so lange verhalten hatte . . .

Aber auch der Graf straffte sich, seine Lippen bebten, sein Gesicht rötete sich. Wagte sie es, ihn wie einen Knecht zu behandeln? Jawohl, er klagte an, er und nicht sie! Sie hatte mit ihm gespielt, sie hatte ihn absichtlich zur Raserei getrieben. Er war kein Karl Gustav, kein Adler Salvius, der sich jedem harten Wort noch in höfischer Demut neigte, er war der Graf Magnus de la Gardie, seine Ahnen waren französische Kavaliere gewesen, er war mehr als dieser Spanier!

Bebend sagte er: „Majestät, Unruhe ist im Volk, man fürchtet um die Freundschaft Frankreichs!“

Christine lachte. „Unruhe im Volk? Unruhe, sagtet Ihr, Graf Magnus? Ihr vergaßt, hinzuzusetzen, von wem diese Unruhe ausgeht! Wer ist der Unruhestifter?“ Ihre Stimme wurde schrill. „Wer ist es?“

„Die Spanier!“ rief der Graf.

Christine griff nach einer Lehne. Sie mußte sich stützen. Sie keuchte laut.

„Die Spanier sind Gesandte Seiner Majestät des Königs Philipp!“ schrie sie und krallte ihre

Hand in das Holz. „Wer meine Freunde lästert, ist mein Feind!“

„Frankreich wird bald der Feind Schwedens sein!“

„Eure Befürchtung ist zu albern, um darüber zu diskutieren!“

Der Graf, lauter: „Dann darf man wissen, und das ist auch des Volkes Frage: wann trägt der Nordwind der Spanier Schiff gen Süden?“

Sie wich seinem Blicke nicht aus.

„Graf Magnus! Ich will nicht hoffen, daß Ihr des Reichsdrostes Worte schon vergessen habt und auch die meinen nicht. Doch da es fast den Anschein hat, so sinnt darüber acht Wochen in Ruhe nach!“

Mit einem Aufschrei wies sie ihm die Tür: „Geht!“

Der Kanzler zitterte. Das war das Blut des großen Königs! Torstenson stand unbeweglich, im stillen freute er sich über ihre Art. Schade, daß sie kein Mann war!

Magnus schwankte. Dann ging er, ohne sich umzublicken.

Die Königin biß sich auf die Lippen, ihre Lider zuckten. Sie schwieg lange. Endlich blickte sie sich im Kreise um: „Wer sagte noch etwas gegen meine spanischen Freunde? Gegen Spanien?“

Niemand antwortete.

Draußen stand der Graf. Weggejagt hatte sie ihn wie einen Hund! Wie hatte sie ihn gepeinigt! Und der kindische Greis Oxenstjerna hatte nicht gewagt, den Mund aufzutun! Er keuchte, seine Augen waren gerötet. Hatte Christine nicht einst zu einem Höfling gesagt, sie sei des Grafen Magnus überdrüssig? Er stolperte die Treppen hoch und eilte durch die dunklen Gänge. In seinen Gemächern packte er den Degen, riß ihn vom Gürtel, zerbrach ihn über dem Knie. Dann sank er in einen Sessel, sein ganzer Körper bebte. Er stierte vor sich hin. Plötzlich brach er in lautes, erschreckendes Gelächter aus.

Als sein Page herbeieilte, sah er entsetzt des Grafen aufgerissene Augen, Schaum quoll ihm aus dem Munde. Er sank in sich zusammen.

Die Spannung der letzten Wochen war einer Ohnmacht gewichen.

Lange war es still gewesen im Saal.

Der Kanzler sagte endlich: „Ich widerstrebe nicht der spanischen Freundschaft, Majestät.“

Christine hatte sich wieder gesammelt. Müde ging sie an den Schreibtisch und ergriff ein Papier. „Ich schätze Euren Scharfblick, Kanzler.“

Sie war müde. Sie sehnte sich nach Ruhe, nach einem Glück, das nicht auf losem Grund gebaut war.

Sie ergriff ein geschliffenes Glas und trank

einen Schluck Wasser. Ihr Kopf war heiß; sie ging ans Fenster, blickte hinab, und trat wieder an den Schreibtisch, auf dem ein in Gold gerahmtes kleines Bild ihres Vaters stand, eine kostbare orientalische Vase, ein niedriges, mit Diamanten besetztes Kreuz und silbernes Schreibzeug.

„Das eine möchte ich noch wissen“, fragte sie, „wie kann es Menschen geben, die den Friedensschluß beklagen, statt sich zu freuen, daß dieses ungeheure Ringen zum Stillstand kam?“

Torstenson erwiderte schnell, den Griff seines silbernen Schwertes loslassend: „Wir haben nicht günstig abgeschlossen, Majestät!“

Und der General Horn, der bisher schweigend im Hintergrund gestanden hatte, kam näher und sagte hart: „Der Tag von Lützen ist nicht gut bezahlt mit einem Stück von Pommern, Bremen und Verden, Königin!“

Das hatte sie erwartet. Jetzt nahmen sie die Gelegenheit wahr, ihr zu zeigen, daß sie von ihren Regierungskünsten nicht viel hielten. Sie spürte die Überheblichkeit des männlichen Geschlechts, die auch vor einer Königin nicht halt machte.

Christine erwiderte heftig: „General, ich erkenne Eure Dienste an, doch muß ich Euch ersuchen, nicht mehr vom Krieg zu sprechen! Die Völker sind nicht geschaffen worden, die Ruhm-

sucht einzelner immer wieder mit ihrem Blute zu bezahlen. Jetzt ist Friede! Wenn meine Generale aber den Friedensschluß bemängeln, so brauche ich mich nicht zu wundern, daß einfache Leute aus dem Volke es tun, die gern aufschnappen, was ein Zehnmalkluger gesagt haben soll!“

Oxenstjerna neigte sein Haupt, und indem er die faltigen Hände kreuzte, sagte er feierlich: „Die Pläne Eures Vaters waren ungeheuer, Königin.“

„Ich will nichts mehr von diesem Kriege hören, nichts mehr von all den Plänen! Man schweige! Der Friede lebt!“

Aber Salvius, der aufmerksam auf jedes Wort der Königin gelauscht hatte, fügte rasch hinzu: „Und Königin Christine!“

„Es lebe Schweden!“ entgegnete sie fast beschämt, aber dennoch geschmeichelt.

Die Männer verneigten sich und verließen den Raum durch die hohe, zweiflügelige Tür.

Da rief die Königin leise: „Reichsrat Salvius!“

Er blieb stehen, wandte sich um und kam zurück.

„Majestät?“ fragte er.

Ihr Blick ruhte wohlwollend auf seiner schönen Gestalt.

„Ich danke Euch für Eure Dienste, Adler Salvius.“ Und sie reichte ihm die Hand zum Kusse.

„Der Königin mein Leben!“ sagte er, beugte sich über ihre weiße Hand und küßte sie.

Sie schloß für Sekunden die Augen, dann entzog sie ihm langsam die Rechte. Mit tiefer Verneigung verließ der junge Reichsrat seine Königin.

Sie blickte ihm lange nach. Endlich setzte sie sich an den Schreibtisch, ergriff Papier und begann zu schreiben. Es klopfte viermal. Das war Aage. Ohne aufzusehen rief sie „Herein!“.

„Sprich, Aage“, sagte sie schreibend zu dem vor ihr Stehenden.

Aage antwortete leise: „Königin, Graf Magnus liegt im Fieber. Der Page fand ihn ohnmächtig im Stuhl.“

Christine sah für einen Augenblick auf. Magnus war ohnmächtig geworden, ein starker Mann? Es berührte sie nicht. Er hatte sie bis auf den Grund ihrer Seele verletzt, er hatte sich erdreistet, ihr Vorschriften zu machen, er wagte es, nach ihrem Geliebten zu tasten, das Volk aufzuwiegeln, Fernando überfallen zu lassen!

„Er wird weiter bewacht!“ sagte sie nur. „Man kann nicht wissen, was er noch im Schilde führt, wenn er wieder gesund ist.“

Dann setzte sie ihren Namen unter den Brief, faltete ihn zusammen und beauftragte Aage, das Schreiben sofort und unauffällig Fernando de Moredo zu übergeben.

Als sie wieder allein war, lehnte sie sich in dem Sessel zurück. Alles hatte sie für Schweden getan, alles, was in ihren Kräften stand. Durch die Regelung der Thronfolge hatte sie sich die Freiheit genommen, sich mit einem anderen als Karl Gustav zu vermählen. Schon lange bewegte sie der Gedanke, ob es recht sei, daß Frauen herrschten? Ihre innere Stimme sprach ein deutliches „Nein!“.

Dennoch war Christine zufrieden mit dem, was sie bisher geschaffen hatte.

## VIII

Eines Abends wartete die Königin auf Fernando. Sie hatten sich in letzter Zeit nicht mehr täglich gesehen, da sie durch Staatsgeschäfte in Anspruch genommen war. Außerdem lebte seit vierzehn Tagen die Königin-Mutter wieder im Schloß; sie war, wie sie angekündigt hatte, von ihrem Witwensitz Gripsholm zu Besuch gekommen. Christine gestand sich ein, daß sie darüber keine Freude verspürte.

Die Palastuhr schlug dumpf elfmal. Christine lauschte, ergriff einen Leuchter und blieb an der Geheimtür stehen. Fernando hatte die Schlüssel.

Waren das nicht seine leisen Schritte? Sie drehte die Bibliothekstür in den Angeln, ein dünnes Geräusch wurde vernehmbar.

Da stand er schon, eilte auf sie zu und umarmte sie.

„Wie sehnte ich mich danach, dich an mich zu pressen!“ flüsterte er heiß. Sie strich über sein Haar und schmiegte sich an ihn.

„Wie schlug mein Herz in Ungeduld, Fernando!“

Er strich durch ihre Locken.

Plötzlich hörten sie in der Ferne eine Tür zuschlagen. Sie lauschten. In der Stille vernahmen

sie den Schlag ihrer Herzen. Schlürfte nicht jemand draußen auf dem Gange? Christine wußte, daß die Mutter nachts in der Gruft der Könige betete und danach oft stundenlang durch das Schloß wandelte, als suche sie etwas, das sie nicht finden konnte. Ein häßlicher Zwerg begleitete sie auf diesen nächtlichen Gängen.

Wieder vernahmen die Liebenden ein unheimliches Schlürfen.

„Die Mutter“, sagte Christine. „Warte draußen.“

Sie schob Fernando zu der Geheimtür und drehte die Bibliothek hinter ihm zu. Dann trat sie an den Kamin und ließ sich in einen Sessel fallen.

Bewegte sich die Tür nicht? Kratzte nicht jemand am Holz? Leise, wie von Geisterhänden angerührt, drehte sie sich in den Angeln. Der schwache Schein einer kleinen Kerze beleuchtete die Königin-Mutter. Sie trat ein, ohne um Einlaß zu bitten.

„Der Wind klagt“, sagte die alte Frau, die ganz in Schwarz gekleidet war.

Der Zwerg hatte die Tür geschlossen, blieb dicht hinter der Königin stehen und starrte aus seinen rötlichen Augen auf Christine. Sie blickte auf seinen Buckel, seine krummen Beine, seine große Nase.

„Ihr seid es, Frau Mutter“, sagte sie, ohne zu wissen, was sie sprach.

„Meine Tränen“, klagte Eleonore leise; dann wandte sie sich um und zischte: „Weg!“

Der Zwerg verneigte sich unbeholfen und schlich aus dem Zimmer. Die Königin-Mutter kam langsam an den Kamin und setzte sich. Im flackernden Schein des Feuers und der Kerzen betrachtete Christine ihr Gesicht. Aus den versteinten Zügen schien jeder Ausdruck gewichen zu sein. Tränen rannen langsam über die grauen, faltigen Wangen, aber die Augen waren blicklos ins Weite gerichtet.

„Ihr weint, Frau Mutter?“ fragte Christine.

„Gott hört mich nicht“, sagte leise und weinerlich die alte Frau. Dann wischte sie kurz über die Augen, die glanzlos waren vom vielen Weinen.

„Ich muß sprechen.“

„Ich höre, Frau Mutter.“

Der Wind draußen war lauter geworden. Die Königin-Mutter versank wieder in Schweigen.

„Ihr wolltet mit mir sprechen, Frau Mutter“, erinnerte Christine. „Es ist bald Mitternacht.“

Endlich bewegten sich die blutleeren Lippen. „Ihr Vater war ein großer König, ein guter Lutheraner“, sagte sie, und ihre Stimme zitterte. Christine horchte auf. Worauf wollte sie hinaus? Rasch entgegnete sie: „Euer Vater, Frau Mutter, lebte im calvinistischen Glauben.“

Das Gesicht der Mutter zuckte.

„Gott gab mir die Weisheit einer guten Lutheranerin, Christine. Wollte Gott, daß Ihr sie auch hättet.“

„Ich glaube an Gott. Er ist die Wahrheit, die Gerechtigkeit, die Weisheit und die Liebe“, erwiderte Christine fest.

Die Mutter machte ihr wohl Vorwürfe, weil sie erfahren hatte, daß Christine selten den Gottesdienst besuchte.

Eleonore blickte sie an. „Ich höre Reden, die kaum der lutherischen Religion entsprechen.“ Ihre Finger verkrampften sich, ihr Körper zuckte. „Wenn Ihr Vater noch lebte, würde dies nicht hingehen!“

Christine richtete sich auf. Kam die Mutter mitten in der Nacht zu ihr, um ihr zu sagen, was sie tun und lassen dürfe?

Hoheitsvoll klangen ihre Worte: „Ich bedaure, daß mein großer Vater nicht mehr lebt, Frau Mutter. Er liebte mich. Er würde mir keine Vorwürfe machen.“

Nach kurzem Schweigen beugte sie sich vor und sagte gereizt: „Was meintet Ihr dazu, Frau Mutter, wenn ich sagte, was viele glauben, daß alle Welt selig werden kann, der Heide so gut wie der Christ?“

Aus dem wächsernen Gesicht der Mutter schien der letzte Blutstropfen zu entweichen. Eleonore erhob sich mit einem Ruck; zitternd stieß sie heiser hervor: „So spricht meine Tochter von

der Religion und von ihrem Vater, der sein Leben nicht schonte um seines Glaubens willen?“ Ein Röcheln schüttelte die schmale Brust unter dem schwarzseidenen Gewande.

Christine fühlte plötzlich Mitleid aufkommen. Weicher, aber dennoch bestimmt, versetzte sie: „Frau Mutter, es lag mir fern, Euch Schmerz zu bereiten . . .“

„Die Spanier!“ preßte Eleonore hervor. „Die Spanier! Die Hand des Papstes nimmt einem Land die Königin! Luther, Luther, bete für Schweden!“

Christine fühlte das Blut aus ihren Wangen weichen. Soweit war es gekommen, daß böse Zungen sie bei der Mutter verleumdet hatten! War auch dies das Werk des Grafen Magnus? Die Mutter schätzte und achtete ihn. Christine wollte heftig erwidern, doch sie bezwang sich und sagte eisig: „Beruhigt Euch, Frau Mutter.“

Die alte Frau bebte. Wieder liefen Tränen aus den starren Augen.

„Ein Grab fehlt mir, o großer König, mein Gemahl! Ach, daß mein Leib gebar!“ stieß sie weinend hervor. Sie schlug eine Hand vors Gesicht. Dann stand sie auf, tastete sich nach der Tür, drückte die silberne Klinke nieder und verschwand schluchzend in gähnender Dunkelheit.

Die Königin stand bewegungslos. Aber Fernando wartete ja! O, nur Wärme, Leben, einen Pulsschlag, den Schlag eines Herzens fühlen!

Die Geheimtür knarrte.

„Fernando!“

Sie lag in seinen Armen und schluchzte. Er küßte ihre Stirn. Alles hatte er gehört. Wie mußte sie leiden. In welcher Kälte mußte sie leben! Ja, er fühlte mit ihr, er verstand sie, ihr Schmerz war sein Schmerz.

„Die Mutter kann des Vaters Tod noch immer nicht verwinden, Fernando“, flüsterte sie, „o halte mich, halt mich fest!“

„Christine!“ sagte er zärtlich, „dunkle Träume sind böse Schatten, die Gottes Hand am Morgen verscheucht. Ich bin ja bei dir!“

Einige Tage später erschien die Königin-Mutter wieder bei Christine. Mit harter, höhnischer Stimme gab sie Christine zu verstehen, daß ihre Gebete für das Land weniger Erfolg hätten, seit Spaniens Gesandte ihren Weg kreuzten.

Die Tochter erwiderte, daß sie die Zügel des Reiches nicht unbedacht führe, Vorwürfe zu machen stehe niemandem zu. Darauf begann die Mutter gegen den Papst zu sprechen. Christine antwortete nichts darauf. Die Königin-Mutter betonte, sie sehne sich nach einem Schwiegersohn und Enkel.

Christine richtete sich auf und erwiderte heftig, sie wünsche nicht, gequält zu werden. Die Mutter brach wieder in Tränen aus.

„Ich bitte, daß Gott mein Gebet erhört! Hütet Euch vor dem Spanier und vor Rom!“

Heftig die Tür zuschlagend, verließ sie das Gemach.

Es waren Briefe eingegangen von Karl Gustav, der in den Provinzen weilte. Christine las sie aufmerksam. Er schrieb auf jeder Seite, daß er in Dankbarkeit und Liebe ihrer gedenke und daß er nie aufhören werde, sie zu lieben, doch er wagte nicht mehr, sie um ihre Hand zu bitten, obwohl dieser Wunsch deutlich zwischen den Zeilen zu lesen war.

Langsam hielt der Frühling seinen Einzug. Die große Schneeschmelze hatte begonnen; in den Nächten krachte das Eis auf den Seen, die Flüsse traten über die Ufer, große Flächen standen unter Wasser. Die ersten Zugvögel, frühe Boten des neuen Lebens, fingen schon an, angelockt von der wärmenden Sonne, ihre Nester zu bauen. Schneepflüge reinigten Straßen und Gassen von dem weißen Gewande, das sich allmählich schmutziggrau färbte, die Elche kamen aus ihren Schlupfwinkeln, und die Wölfe, die ihr Heulen oft durch die strengen Winternächte hatten ertönen lassen, zogen höher hinauf gen Norden in unwegsame Gegenden.

Schon war der Hafen von Stockholm eisfrei. Der Südwind fing sich in den Wipfeln der Bäume und befreite sie mit sanfter Gewalt von der weißen Last; die langen, funkelnden Eiszapfen wurden kleiner und kleiner und tropften

langsam auf die Erde herab. Nur das Eis des Mälarsees hielt noch dem Frühling stand.

Im Schloß wurde das Abschiedsfest für die spanische Gesandtschaft vorbereitet.

Graf Magnus lebte seit einiger Zeit auf seinen Gütern. Als er hörte, daß die Spanier abreisten, wurde seine vergrämierte Miene noch undurchdringlicher, denn seit ihn Christine fortgeschickt hatte, brütete er unablässig darüber nach, wie er sich an Fernando de Moredó rächen könne.

Eines Abends waren zwei Männer zu ihm gekommen; sie trugen schwarze Bärte, ihr Blick war stechend, hohe Pelzkragen verhüllten die Gesichter. Der Graf hatte eine lange Unterredung mit ihnen gehabt. Nach Mitternacht waren sie eilig gen Norden weitergeritten, während Magnus am Fenster stand und ihnen nachblickte. Ein triumphierender Zug lag auf seinen schmalen Lippen.

Die Nacht begann die Schatten der Dämmerung zu verdrängen. In der einsamen Jagdhütte, die inmitten schweigender Wälder lag, knisterte das Feuer des Kamins in dem holzgetäfelten Zimmer; es roch nach Tannenreis und gebratenen Äpfeln. Dünner, blauer Rauch stieg senkrecht in den dunklen Himmel und formte wunderliche Gebilde, Schlangen und Drachen der Unterwelt, Tiere mit Menschenköpfen, Pfeife rauchende

Hexen, grinsende Kobolde, Spottgeister und verunstaltete Zwerge. In der Küche klapperten Teller und Schüsseln, eine feine Kräutersuppe dampfte, in den Pfannen brieten Gänse, Pasteten dufteten; der französische Koch gab sich die größte Mühe, denn die Königin hatte ihm befohlen, alle seine Künste zu zeigen, um dieses Abschiedsmahl würdig zu bereiten.

Fernando hielt Christines Hand in der seinen. Es war ihr letzter Abend, denn übermorgen segelte er zurück nach Spanien.

Ja, wäre sie frei gewesen, ohne die Pflichten ihres königlichen Amtes, sie hätte mit ihm fahren können. Aber das Volk sah auf sie. Die Staatsgeschäfte warteten. Sie mußte bleiben.

Fernando versprach ihr, daß er wiederkommen würde.

Sie schwiegen lange.

Er reichte ihr ein kleines goldenes Kreuz und bat sie, es als Talisman zu tragen.

Die Eiszapfen draußen tropften nicht mehr, denn nach Sonnenuntergang fror es wieder; hart wurde die Kruste des von der Sonne getauten Schnees.

Sie dachten all der schönen Tage, die sie gemeinsam verlebt hatten, der klingenden Schlittenfahrten hinein in die weißen Wälder von Wermland bis über den Dal-Elf hinaus, und über gefrorene Moore, wo die Wölfe heul-  
ten, und der stillen Stunden, da sie am knistern-

den Kamin über Gott und die Welt gesprochen hatten. Er hatte ihr viel von seiner Heimat erzählt, von seinem weißen Haus am Meer. Sie kannte alle Blumen Spaniens, sie wußte die Namen aller Städte und Landschaften, aus seinen Worten wehte ihr die Glut und die Leidenschaft der südlichen Nächte entgegen. Sie sprach so gut spanisch, daß sie sich oft in seiner Muttersprache unterhielten. Er kannte alle Städte Schwedens mit Namen, alle Provinzen und Inseln, alle Seen, alle Pflanzen und Bäume des Nordlands. Er hatte Schweden liebgewonnen; in ihrem Herzen umarmte sie Spanien.

Als sie sich trennten, lag die Morgenröte zitternd über dem schweigenden Land.

Christines Herz war schwer. Wie sollte sie leben ohne ihn? Eine tiefe Traurigkeit hatte von ihm Besitz ergriffen; würde er Frieden finden in Spanien? Aber sie würden sich ja wiedersehen! Er kam zurück nach Schweden, das war gewiß!

Die hohen Säle des Schlosses prunkten im Licht vieler hundert Kerzen. Der Hof hatte sich eingefunden, um den Spaniern die Ehren des Abschieds zu erweisen. Ein großes Orchester spielte; nach dem Mahl wurde getanzt.

In der von Kerzenlicht überstrahlten Vorhalle saßen die Damen des Hofes; ihre kostbaren Kleider, ihre Brillanten und Rubine funkelten,

die Seide knisterte und rauschte, es duftete nach französischen Parfümen und Puder.

Hähmisches Lachen erklang.

„Wahrhaftig, es ist so!“ rief eine korpulente Baronin, ihre rötliche Nase mit einem kleinen Brüsseler Spitzentuch tupfend.

„Mon dieu, wie fatal!“ versetzte eine alte Gräfin neben ihr, die nur mit halbem Ohr zuhörte, was geredet wurde.

Die überschlanke Gräfin Holsted, deren rote Robe grell von den übrigen abstach, warf spöttisch ein: „Die Königin fühlte sich bemüßigt, sogar ihre geliebten Bücher unberührt zu lassen. Was ist auch ein Buch gegen lebendiges Fleisch!“ Sie kicherte häßlich.

Einige Damen lachten verstohlen hinter ihren schwarzseidenen Fächern.

„Spanien hat Frankreich ausgestochen!“

Die Gräfin beugte sich vor: „Es wundert mich nur, daß sie nicht spanische Kleidung trägt und sich die Nägel färbt, wie es dort üblich sein soll!“

„Still!“ Die Baronin hob den Finger und unterdrückte ein Lachen, denn die Gräfin Ebba Sparre erschien. Die Damen setzten harmlosheitere Mienen auf.

Ebba grüßte. „Verzeihung, meine Damen, ist Ihre Majestät vorübergekommen?“ fragte sie.

„Ihre Majestät wird wohl in Unterhaltung mit dem Bischof begriffen sein“, versetzte die Gräfin Holsted.

„Vielleicht auch mit dem Kanzler“, fügte die Baronin mit scheinheiligem Augenaufschlag hinzu.

Ebba Sparre wollte scharf entgegnen, denn das Getuschel der Damen war ihr nicht entgangen; aber sie bezwang sich.

„Die Königin wird ihre spanischen Gäste nicht vernachlässigen“, meinte sie. „Morgen früh segelt ja die spanische Gesandtschaft ab, das heißt, wenn das Wetter es zuläßt. Vielleicht muß sie noch warten.“

„Hoffentlich bleiben unsere liebenswürdigen Gäste noch lange in Stockholm!“ meinte die Baronin heuchlerisch und spitzte die Lippen.

„Hat Ihre Majestät getanzt?“ fragte eine alte Hofdame, die den ganzen Abend in einer Nische gesessen und sich gelangweilt hatte, neugierig.

„Die Königin hat viel getanzt. Die Königin hat ein Recht auf Freude, meine Damen!“ erwiderte Ebba, grüßte und verließ raschen Schrittes die Halle.

Die Damen sahen ihr teils spöttisch, teils wütend nach.

„Man muß sich vor ihr in acht nehmen!“ flüsterte die Baronin.

„Ob die Spanier wirklich segeln?“ wollte die alte Gräfin wissen.

„Wer weiß, sie haben die Abreise vielleicht wieder vergessen“, meinte die Gräfin Holsted.

„Es soll schon im Volke gären“, begann die Baronin nach einem kleinen Schweigen.

„Schon möglich, ich kümmere mich nicht um das Volk“, erwiderte die dürre Gräfin hochmütig.

„Man munkelt, daß die Königin sich den Katholiken verschrieben habe“, tuschelte eine jüngere Dame. „Ob es wahr ist?“

„Gewiß, man kann es ihr zutrauen“, erwiderte die Alte, die Hand vor den Mund haltend, denn sie mußte gähnen.

„Pah, sie spielt nur!“ meinte die Gräfin verächtlich.

Oxenstjerna betrat in Begleitung des Doktors Saumaise die Halle und grüßte die Damen.

„Die Gräfin Sparre suchte Ihre Majestät“, sagte die dürre Gräfin wie beiläufig.

„Ihre Majestät tanzt?“ meinte Oxenstjerna.

„Natürlich, ich sagte es ja!“ erklärte die Baronin und warf sich in Positur.

Der grauhaarige Arzt versetzte gelassen: „Das ist gesund, meine Damen.“

„Aber man muß doch das Herz schonen, Doktor!“ rief die Gräfin Holsted lebhaft.

„Ein Herz will leben, meine Damen!“ versetzte Saumaise mit Betonung.

„Doktor Saumaise hat es also verordnet, und Ihre Majestät befolgt die weisen Regeln des berühmten Arztes“, erwiderte die Gräfin spöttisch,

und ihre Lider klappten auf und zu wie die einer Eule.

Jetzt wurde eine spanische Tarantella gespielt.

„O, ein spanischer Tanz!“ Die Baronin erhob sich. „Begleiten mich die Damen in den Saal? Es ist recht zugig hier. Ich möchte lieber der Musik lauschen.“

Die Damen erhoben sich und rauschten hinaus. Wie ein Hauch des schönen Spaniens schwebte die Tarantella durch die Räume des schwedischen Schlosses. Oxenstjerna hörte mit geneigtem Kopf zu.

„Wie schade, daß so viele Frauen den hohen Geist der Königin entbehren!“ sagte Saumaise leise. Er kannte die Gedanken der sensationslüsternen Hofdamen, ihr Geklatsch, ihre Verleumdungen.

Der Kanzler sah auf. „Sagt, Doktor, habt Ihr bemerkt, daß die Königin verändert ist?“

„Die Abreise der Spanier geht ihr zu Herzen, Kanzler.“

„Es ist nicht das allein. Sie tat schon vor Wochen absonderliche Äußerungen. Sie ist eine rätselhafte Frau. Ich begreife sie nicht.“

„Welche Frau wäre nicht rätselhaft?“ Der Arzt lächelte.

„Aber Christine ist das Rätsel aller Rätsel, Doktor!“

„Sie sagt, nach ihrer Ansicht sollten Frauen niemals herrschen“, meinte er seufzend.

Oxenstjerna blickte ihn scharf an.

„Befürchtet Ihr, die Königin könne dem Thron entsagen?“ fragte er beunruhigt.

Saumaise zuckte die Schultern. Seine Finger spielten mit der Lorgnette. „Das weiß ich nicht“, erwiderte er.

„Es wäre furchtbar für Schweden.“

„Die Königin liebt den Süden, Kanzler.“

Aber dann lenkte er ab und brachte das Gespräch auf die Abfahrt der Gesandtschaft. Sie schritten langsam in den kleinen Saal, der an die Halle grenzte. In diesem Augenblick schwieg die Musik. Die Königin und Fernando betraten die Halle. Christine fächelte sich lebhaft, ihre Wangen glühten vom Tanz.

Sie schritten zu einer Nische.

„Hier sind wir ungestört. Setz dich, Fernando!“

Sie ließ sich in einen Sessel fallen.

„Die Stunden eilen“, sagte er leise.

„Sprich nicht davon. Sieh mich an!“

Er beugte sich über sie.

„Fernando, du kommst wieder?“ fragte sie.

„Ich komme, Christine!“

„Sag' mir, Fernando, würde mir König Philipp seinen Schutz gewähren?“

„Warum fragst du das?“ Seine Stimme dämpfte sich; durfte er hoffen, daß sie nach Spanien käme?

„Vielleicht, Fernando, vielleicht komme ich zu dir, nach Spanien, in dein weißes Haus am Meer.“

Er nahm ihre Hände zwischen die seinen. „Christine!“ flüsterte er, „wenn das Wahrheit würde.“

Aus dem Saal drang Lachen in die Vorhalle.

Sie wünschten sich beide weit fort in die verschneiten Wälder des Nordens oder in die lauen Nächte Spaniens.

„Daß diese Stunde niemals schwinden möge!“ sagte er ergriffen.

„Sie schwindet nicht, Fernando. Nie. Was kann uns trennen?“

„Nichts, Christine, nichts.“

„Und wirst du warten?“

„Immer. Ewig.“

„Bin ich eine gute Königin, Fernando?“ fragte sie nach einer Pause.

„Wenn Gott der Erde ein Wunder schenkte, dann bist du dieses Wunder, Christine!“

Dankbar blickte sie ihn an. Nein, sie brauchte sich nichts vorzuwerfen. Sie hatte ihr Bestes gegeben. Aber sie war des Regierens müde.

„Es ist schwer für mich, zu schwer, Fernando“, sagte sie leise. „Ich möchte fort, weit fort.“

Oxenstjerna hatte mit Doktor Saumaise in einem stillen Winkel des kleinen Saales Platz genommen.

„Eine Verbindung mit Spanien kann Schweden nur dienlich sein, wenn auch viele Spanien hassen“, sagte er bedächtig.

„Aber wenn die Königin abdankt und Prinz Karl den Thron besteigt?“ wandte Saumaise ein.

Der Kanzler hob den Kopf. Hart sagte er: „Dem großen König habe ich mein Wort gegeben, seiner Tochter das Reich zu erhalten.“

Warum erwähnte der Arzt die Abdankung?

„Sprach die Königin mit Euch darüber, Doktor?“ fragte er mit mißtrauischem Blick.

Der Franzose erwiderte nach kurzem Zögern: „Nein, Kanzler.“

Der greise Oxenstjerna beugte sich vor, und seine Stimme klang bittend, als er sagte: „Ihr seid mein Freund, Doktor. Bei Eurer Seele Seligkeit beschwöre ich Euch, mir die Wahrheit zu sagen!“

Saumaise sah ihn an. Christine hatte ihn gebeten, zu niemandem etwas von ihrer Absicht, die sie einmal geäußert hatte, verlauten zu lassen. Er hatte versprochen, zu schweigen. Und er schwieg.

„Ich sagte die Wahrheit, Kanzler“, versetzte er. Oxenstjerna schüttelte den Kopf. Er fühlte, der schlaue Saumaise verschwieg ihm etwas.

Plötzlich fiel ein Schatten auf die gegenüberliegende Wand, schrumpfte zusammen und lief über den spiegelnden Boden hin. Die Königin-Mutter stand vor den Männern.

Saumaise und der Kanzler erhoben sich.

„Man tanzt und freut sich!“ sagte Eleonore bitter.

Oxenstjerna neigte sein Haupt. „Vergebung, Majestät, es ist das Abschiedsfest für die Gesandtschaft Seiner Majestät des Königs Philipp.“

„Ich hörte es, Kanzler Oxenstjerna, doch scheint es mir besser, ein Dankgebet zu verrichten, weil der Schatten Roms am Throne Schwedens gnädig vorbeigezogen ist.“

Saumaise neigte sich leicht: „Verzeihung, Majestät, ein Schatten ist ohne Kraft!“

Der erloschene Blick der Königin ruhte auf dem Arzt.

„Doch kalt, Saumaise, kalt wie das Grab“, flüsterte sie.

Dann wandte sie sich und schlurfte davon, selber einem Schatten gleich.

„Die Gäste brechen auf, wir dürfen nicht fehlen!“ sagte Saumaise. Sie verließen den Raum.

Man hörte Lachen, Stimmen, bald leise, bald lauter, das Zuschlagen von Türen, das Geräusch von Schritten. Nach und nach leerten sich die Säle. Diener eilten geräuschlos herbei und löschten die Kerzen. Schweigen zog in das alte Schloß. Draußen fuhr der Wind um seine Mauern, ein kalter Frühlingswind.

## IX

In der Bibliothek standen sich Christine und Fernando gegenüber. Sie tastete zärtlich über sein Gesicht; sie hatte die Augen geschlossen. Noch einmal wollte sie seine Nähe spüren. Bald würde sie einsam sein.

Er riß sie an sich. Sie fanden sich in einem letzten Kuß.

Die Vorhalle lag in Dunkelheit getaucht; nur zwei Kerzen verbreiteten ein mattes Licht.

Plötzlich bewegte sich ein Schatten, ein zweiter folgte. Eine tiefe Stimme fragte gedämpft: „Nimmt er diesen Weg?“

„Er kann keinen anderen nehmen.“

Zwei Männer drückten sich dicht an eine Säule.

Draußen tropfte der Schnee vom Dach. Die ablösende Wache zog auf. Ein Kommando. Schritte. Dann kroch wieder tiefes Schweigen über den Hof.

In der Gruft der schwedischen Herrscher lag eine gekrümmte Gestalt und betete.

„Mein König, mein Gemahl, erhöre mich!  
Vernichte, die uns vernichten wollen, hasse, die mich hassen, fluche denen, die mir fluchen!

Reiße den Schatten Roms vom Throne Schwedens, mein König!“

Eleonore rang die mageren Hände und küßte den Sarkophag des Königs.

Bäumte sich nicht ein Schatten auf und kam auf sie zu?

„Du bist mein! Du lebst! Ich lasse dich nicht!“ flüsterte sie verzückt.

Immer noch warteten die beiden Männer in der Vorhalle.

„Verdammt sei die Königin mit ihrem Spanier!“ flüsterte der eine.

„Verdammt sei die Königin, die Schweden schwächt und Bündnis mit dem Feinde sucht!“ bekräftigte der andere.

Ging da nicht eine Tür? Sie horchten. Aber es war nur der feuchte Wind, der um das Schloß ging.

Wieder ein Geräusch. Diesmal täuschten sie sich nicht. Sie duckten sich tiefer in den Schatten.

Die Flügeltür bewegte sich.

Der eine trat vor.

„Don Fernando de Moredo!“ sagte er halblaut.

Fernandos Schritt stockte.

„Wer da?“ rief er.

Nun löste sich der andere aus dem Schatten der Säule.

„Verflucht sei Philipp von Spanien!“

Fernando zuckte zusammen. Jetzt erkannte er die Umrise der beiden Männer.

Er zog die Klinge und rief ihnen zu: „Ziehet!“

Sie drangen auf ihn ein. Erbittert fochten sie. Fernando drängte die beiden zurück.

„Nieder mit Christine!“ schrie der eine, „Nieder mit Philipp von Spanien!“ der andere.

„Es lebe die Königin von Schweden! Es lebe Philipp von Spanien, mein König!“ rief Fernando.

Nun fiel der eine ihn von der Seite an, daß er Mühe hatte, ihn abzuwehren. Plötzlich hörte er die wohlvertraute Stimme Aages: „Don Fernando! Seid Ihr es? Ich bin zur Stelle!“

„Ich bin es, Aage, ich will zwei Schuften Ehrerbietung lehren!“ rief er hastig zurück.

„Da komme ich zur rechten Stunde!“

Die Degen blitzten. Nun zog auch der Alte seine Klinge. Er schlug dem einen der Meuchler die Waffe aus der Hand, so daß er einen Satz rückwärts machte und in der Dunkelheit verschwand.

Der andere aber rief wieder: „Nieder mit Spanien!“

Da rannte ihm Fernando die Klinge durch den Leib. Aber im selben Augenblick fühlte auch er einen jähen Schmerz in der Nähe des Herzens, so daß er taumelte. Aage fing ihn auf.

„Ihr seid verletzt, Herr?“ rief der Alte erschrocken.

Schritte dröhnten, Türen flogen auf, die Wache stürzte herbei.

„Rasch, Herr, zum Arzt, Ihr blutet!“ rief Aage.

„Sagt nichts der Königin“, flüsterte Fernando, die Hand aufs Herz pressend.

Dann schwanden ihm die Sinne...

Während die Schritte Fernandos verklangen, stand Christine an der Tür der Bibliothek.

Bevor er ging, hatte sich Fernando noch einmal umgewandt. Christine hatte sich an den Rahmen der Tür gelehnt, der schwache Lichtschein umspielte ihr blondes Haar, ihr Gesicht war blasser als sonst. Noch einmal hatte er sich nach spanischer Sitte verneigt, dann war er dem Blick der Königin entschwunden.

Wie lange hatte sie schon gestanden und ihm nachgeblickt? Minuten? Stunden? Sie wußte es nicht. Mechanisch ging sie zu dem Sessel, in dem er so oft gesessen hatte. Behutsam glitten ihre Finger über das Polster. Nun war alles vorüber wie ein Traum, aus dem das Erwachen schwer ist und bedrückend.

Warum läßt du ihn gehen? dachte sie und setzte sich. Du hast doch das Recht, ihn zu halten! Du bist die Königin, dir hat man zu gehorchen, dir allein! Was kümmert dich das Geflüster der Hofleute?

Aber du bist die Königin Schwedens! sprach eine andere Stimme in ihr. Du hast Aufgaben und Pflichten! Du mußt untadelig vor deinem Volke stehen! Doch hatte sie nicht ihre Aufgabe erfüllt? Der Friede war geschlossen! Was wollte man noch von ihr? Die Thronfolge war geregelt. Sie konnte auf den Thron verzichten, abdanken, ihrer Wege gehen . . .

Was hatte sie gedacht? Abdanken? Abdanken und Karl zum König Schwedens ausrufen? Er war ein tüchtiger Mann, er würde dem Lande geben, was es brauchte. Aber er war kriegerisch gesinnt. Allzuviel hatte er in seinen Kriegserlebnissen geschwelgt. Würde er Schweden in einen neuen Krieg stürzen? Wie ungern Oxenstjerna den Thronfolgeakt unterzeichnet hatte! Ahnte er, daß Karl Gustav einen neuen Krieg entfesseln könnte, wenn er einmal Herr über Schweden war? Solange sie herrschte, bestand die Gefahr nicht. Gott hatte sie auf den Thron der Wasas gesetzt, damit sie ihre schützende Hand über die Völker hielt.

Aber sie wollte frei sein, sie wollte Mensch unter Menschen sein, sie wollte sich glücklich fühlen, ohne Vorschriften, ohne Pflichten leben, ein Weib sein, lieben dürfen!

Nun war Fernando ihr genommen. Morgen segelte die Gesandtschaft nach dem Süden, und sie blieb einsam zurück.

Sie erhob sich. Ihre Hände waren eiskalt, ihr Herz schlug schwach. Jetzt glaubte sie die Mutter besser verstehen zu können. Der Armen war der Mann durch den Tod entrissen, Fernando aber lebte. Sie konnte nach Spanien fahren, auch als Königin. Über ihre Züge huschte ein Lächeln. Fernando würde in dem weißen Haus am Meer auf sie warten.

Plötzlich hörte sie Schritte. Wer kam mitten in der Nacht zu ihr?

„Königin!“ rief die Stimme Aages gedämpft.

„Was willst du, Aage?“ fragte sie. Noch nie war es geschehen, daß er zu so später Stunde gewagt hätte, sie zu stören.

„Majestät, vergeb mir, Don de Moredo . . .“ stammelte er.

„Was ist? Was ist geschehen?“ fragte sie tonlos. Entsetzen stand in ihren Augen.

Leise sagte der Alte: „Majestät, ein Überfall auf Don de Moredo, ich kam zur rechten Zeit, doch er ist verletzt . . .“

„Ist er tot?“

„Nein, Majestät. Der Arzt ist bei ihm . . .“

Seine Augen waren voll Mitleid auf sie gerichtet.

„Führ mich zu ihm!“

Die Königin griff nach seinem Arm, er fühlte den harten Druck ihrer Finger.

Man hatte Fernando auf ein Lager gebettet. Doktor Saumaise war sogleich gerufen worden.

Bedenklich war seine Miene, als er die Wunde untersuchte, denn der Stich saß dicht unterhalb des Herzens.

Schwere Bewußtlosigkeit hielt den Spanier umfassen. Schweigend stand Ebba Sparre am Kamin; sie konnte nicht die Tränen zurückhalten, denn sie fühlte mit der Königin. Warum hatte dies geschehen müssen? Wer hatte den schrecklichen Plan ersonnen?

Als Christine eintrat, schwankte sie. Doktor Saumaise erhob sich und kam auf sie zu.

„Was in meinen Kräften steht, geschieht, Majestät . . .“

Angstvoll flüsterte sie: „Die Wahrheit Doktor! Die Wahrheit!“ Denn sie sah, daß des Arztes besorgte Züge nichts Gutes verhiessen.

„Er braucht Ruhe, Majestät . . .“

„Soll ich wieder gehen?“

„Nein, Majestät . . .“

Christine trat an das Lager. Da war er hingestreckt, die Augen geschlossen, bleich das Gesicht, sein Atem ging röchelnd.

Die Königin faltete die Hände. Wer hatte das getan? Sie hätte aufschreien mögen, aber eine ihr selbst unerklärliche Ruhe hielt sie gebannt.

Warum habe ich ihn gehen lassen? dachte Christine. Nie hätte sie ihn von sich lassen dürfen. Sie allein trug die Schuld an allem, was geschehen war! Aber hatte sie denn ahnen

können, daß noch am letzten Tage ein Überfall auf Fernando geplant war?

„Wenn er stirbt, stirbt auch Magnus“, flüster-ten ihre blutleeren Lippen.

Oder hatte die Mutter . . . ?

Konnte die Mutter so hassen?

Sie wandte sich an Aage. „Wer sind die Attentäter?“ fragte sie.

„Einer ist tot, Majestät, der andere ent-flohen.“

„Wenn ich die Anstifter dieses Planes fasse . . .!“ flüsterte sie und ballte die Hände.

Sie schritt an das Lager Fernandos und kniete bei ihm nieder. Langsam öffnete sich die Tür, der Kanzler trat ein. Er war sofort verständigt worden.

Plötzlich stöhnte Fernando tief auf, schlug die Augen auf und blickte Christine an. Auf einen stummen Wink des Arztes zogen sich Ebba Sparre, der Kanzler und Aage mit ihm zurück.

Allein war die Königin mit Fernando.

„Fernando . . .“ Sie strich sacht über seine Stirn. „Bleib ruhig, ich bin bei dir, ich, Christine.“

„Du solltest es nicht erfahren“, flüsterte er matt.

Sie streichelte seine Wange. Er lächelte glücklich. „Ich bin geborgen bei dir, Christine, bei dir . . .“

Sie verhielt tapfer die Tränen. „Bald bist du gesund, Fernando, dann fahre ich mit dir, nach Spanien . . .“

„Nach Spanien“, wiederholte er tonlos. Dann bat er: „Gib mir zu trinken!“

Sie stützte sein Haupt, während er langsam und mühevoll trank.

„Christine?“ fragte er nach einer Weile.

„Fernando?“

„Bin ich schlecht, weil ich dich liebte?“

„Die Liebe ist von Gott, Gott ist die Liebe“, sagte sie und ließ nun den Tränen freien Lauf.

Er durfte nicht von ihr gehen! So unbarmherzig konnte Gott nicht sein!

Fernando stöhnte tief auf. „Es ist so heiß . . .“  
Er griff an seinen Hals.

Christine schrak zusammen.

Er sagte: „Ich muß scheiden, Christine . . .  
Doch ich warte auf dich, ich warte . . . Gott ruft, Christine . . .“

„Du bist jung, Fernando . . .“ Ihre Stimme bebte. Sie strich wieder über seine heiße Stirn und streichelte seine Hände. „Du mußt jetzt schlafen, Fernando.“

Er richtete sich ein wenig auf. Glücklicherweise leuchteten noch einmal seine Augen, als er sagte: „Du lebst, Christine, und ich lebe in dir . . .“

Dann sank er zurück.

Christine umklammerte ihn und küßte seine bleichen Lippen, aber seine Augen waren schon gebrochen. Da schluchzte sie haltlos.

Die Tür wurde geöffnet, und Doktor Matthiä, Bischof von Strengnäs, trat an das Lager des Toten. Er drückte dem Verschiedenen sacht die Augen zu und sagte: „Gott gebe ihm seinen Frieden. Amen.“

Christine weilte bis Sonnenaufgang in der Kapelle des Schlosses.

Es war eine lutherische Kapelle, aber unter dem Kreuze Christi brannte das ewige Licht.

Die Königin kniete regungslos, die großen Augen auf das Kreuz gerichtet.

Zum erstenmal in ihrem Leben fühlte sie, daß Golgatha mehr war als ein Symbol. Sie hatte die ganze Nacht mit Gott gehadert und um eine Antwort gerungen, warum dies geschehen sei. Aber alles blieb still; Gott gab keine Antwort.

Sie brach zusammen und tastete nach einer Stütze, denn es schien ihr, als sinke sie ins Bodenlose. Ihre Augen wanderten ruhelos umher, als suchten sie einen Halt, an den sie sich klammern konnte in ihrem Schmerz. Da blieb ihr Blick auf dem Gekreuzigten ruhen, der sie mit magischer Gewalt anzog.

Lastete eine Sünde auf ihr? Gab es überhaupt das, was die Menschen Sünde nannten?

Kannte Gott denn Gut und Böse? Im Übermaß des Schmerzes erschien es ihr, als habe man sie selbst gekreuzigt. Am eigenen Leibe fühlte sie Golgatha. Und Gott war die Liebe? Alles, was er befahl, geschah aus Liebe? Fernando hatte es gesagt. Hinter dem grausamsten Unglück stand die Liebe. Golgatha war die Offenbarung, die den Tod überwand. Aber konnte Golgatha für alle Zeiten und für jeden einzelnen das Erlösungswunder sein? War hier der Halt, den die Menschheit brauchte? Sie war nur äußerlich Christin. Sie hatte nicht die Gewißheit, daß nichts, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, sie scheiden konnte von der Liebe Gottes. Sie war der göttlichen Gnade nie nahe gewesen, weil ihr Verstand siegen wollte über das Göttliche. Nun lag sie klein im Staube, das Herz fast zerbrochen, und schrie nach einer Antwort. Gab es keine Strafe? Keine Rache? Keine Vergeltung für dieses Verbrechen?

Leise knarrte eine Tür. Der Bischof stand am Altar. Christine lag noch immer auf den Knien. Da trat Doktor Matthiä auf sie zu. Sie hob den Blick. Vereinzelte Strahlen der Morgensonne fielen durch das bunte Glas der Fenster.

„Vergebung, Majestät“, sagte er leise, „die Sonne ist schon aufgegangen...“

Die Königin wollte sich erheben, aber sie war so schwach, daß der Bischof sie stützen mußte.

Sie setzte sich auf eine Bank. Dunkle Schatten lagen um ihre Augen.

„Majestät bedürfen der Ruhe“, sagte er gütig. Sie blickte ihn schweigend an.

Nach einer Weile fragte sie leise: „Ist es wahr, daß nichts ohne den Willen Gottes geschieht?“

„Ja, Majestät.“

„Warum mußte dann Fernando sterben?“ fragte sie.

„Vor Gottes Willen haben wir uns alle zu beugen, Majestät.“

„Schickt Gott Leid, um uns zu strafen?“

„Das Wort Strafe haben die Menschen erdacht, Majestät. Gott kennt es nicht.“

„Aber wir empfinden es doch so . . .“

„Nicht alle Menschen fühlen nur die Strafe, manche auch die Läuterung, die in ihr liegt.“

Christine nickte. „Oder den Fluch“, sagte sie dumpf.

Matthiä zuckte zusammen. Die Königin hatte zu sehr gelitten, der Zweifel nagte an ihrer Seele.

„Gott flucht nicht, Majestät! Wir müssen in Demut tragen, was er uns schickt!“

Fest und gütig ruhten seine hellen Augen auf der zarten Gestalt der Gustavstochter.

Christine fuhr sich über die Augen, seufzte leicht und stützte den Kopf in die Hände.

„Wir dürfen niemals die Hoffnung aufgeben, Majestät. Wer glaubt, empfängt die Liebe Gottes.“

Sie erhob sich.

„Dann bin ich niemals wahrhaft gläubig gewesen“, sagte sie entschieden.

Sie neigte das Haupt und verließ müden Schrittes die Kapelle. Die Glocken begannen den Morgen einzuläuten.

Fernandos sterbliche Hülle war an Bord gebracht worden.

Die Unglücksbotschaft war noch in der Nacht durch die Straßen Stockholms geeilt. Das Volk drängte sich gaffend am Hafen. Wer hatte die Tat vollbracht? Wer den Plan ersonnen? Das hatte die Königin nicht verdient! Auf den Kopf des entflohenen Attentäters war eine hohe Belohnung gesetzt worden. Bei dem anderen, der auf dem Platze geblieben war, hatte man keine Spur gefunden, die sich verfolgen ließ.

Als die Geistlichkeit dem Sarg die letzte Ehre gab, verstummte das dumpfe Geraune der Menge. Die Männer entblößten die Köpfe.

Christine hatte befohlen, eine Messe zu lesen. Bei der Abfahrt des Schiffes stand die Königin auf der Terrasse des Schlosses und blickte ihm nach.

Unten im Hafen sagte ein einfacher Mann laut: „Er war ein Katholik, aber ein Mensch wie wir alle.“

Die Königin schloß sich wochenlang in ihre Gemächer ein, nur ihre nächsten Bedienten und der Bischof hatten Zutritt.

Doktor Matthiä beobachtete mit Besorgnis das veränderte Wesen Christines. Seit der Stunde, da Fernando sein Leben in ihren Armen ausgehaucht hatte, zeigte ihre Miene den düsteren Abglanz ihres Innern; streng war ihr Antlitz geworden, kalt blickten die früher so strahlenden Augen, Menschenverachtung lag in ihnen.

Der Frühling war mit Macht ins Land gekommen, es lag ein tausendstimmiges Rauschen und Rufen in den Lüften, und auch vom Norden her wehte ein wärmerer Wind. Aber die Königin spürte nichts davon. In den Nächten lag sie wach, die Augen starr zur hohen Decke gerichtet, oder von plötzlichen Weinkrämpfen geschüttelt. Dann wieder sprach eine tröstende Stimme in ihr: du bist ja bei ihm, warum weinst du, Christine? Nimm ihm doch nicht den Frieden und die Herrlichkeit des anderen Daseins. Er ist nicht tot. Er denkt an dich, er ist bei dir.

Mit Besorgnis hörte der Leibarzt die langen Selbstgespräche der Königin, wenn sie glaubte, mit dem Toten zu reden. Dann kamen wieder Stunden, da sie mit Gott und mit sich selber haderte. Mitten in der Nacht fuhr sie auf und schrie: „Wo bist du, Gott? Warum strafst du mich? Was habe ich getan?“ Gott aber schwieg.

Nur das Echo ihrer zitternden Stimme hallte von den Wänden zurück.

Wer verdiente denn Strafe? überlegte sie. War nicht Graf Magnus der Schuldige? Er nur hatte diesen mörderischen Plan angezettelt, er mußte gerichtet werden! Doch niemand konnte ihm nachweisen, daß der Anschlag von ihm ausgegangen war. Der entkommene Attentäter war nicht gefunden worden. Oxenstjerna hatte strengste Untersuchungen eingeleitet, doch es fand sich keine Spur. Bisher war es nicht einmal gelungen, die Person des anderen, der im Kampfe gefallen war, festzustellen.

Jede Nacht erblickte Christine das höhnische, haßverzerrte Gesicht des Grafen de la Gardie vor sich.

Eines Tages sagte Aage zu ihr: „Majestät, es gibt Mörder, die das menschliche Gesetz niemals fassen kann. Sie müssen auf andere Art gerichtet werden.“

Aber die Königin schüttelte den Kopf.

Aage verzog das faltige Gesicht: „Dann gibt es nur noch ein Mittel: die Folter!“

Christine zitterte. Nein, das nicht! Gewiß, sie konnte den Grafen verhaften und foltern lassen, doch die Folgen dieser Handlungsweise waren nicht abzusehen.

Drei Tage nach dieser Unterredung wurde in Sundsvall ein heruntergekommener Mann ergriffen. Er hatte in der Trunkenheit mit einer

Tat geprahlt, die er begangen haben wollte und die sogar einer Königin schlaflose Nächte bereitet habe. Wild lachend leerte er einen Becher nach dem anderen. Plötzlich legten sich zwei schwere Hände auf seine Schultern. Als er sich umwandte, um zu sehen, wer ihn anzutasten wagte, erstarb ihm das Wort auf den Lippen. Erschrocken und jäh ernüchtert starrte er in die harten Augen zweier Offiziere.

Er wurde nach Stockholm gebracht.

Als Christine davon erfuhr, wurden ihre Züge eiskalt. „Hat er gestanden?“ fragte sie den Kanzler.

„Nein, Majestät, er behauptet, er sei betrunken gewesen.“

„Betrunkene sind zu allem fähig“, erwiderte die Königin, und ein gefährliches Feuer flackerte in ihren Augen. „Auf die Folter mit ihm! Er muß gestehen!“

Oxenstjerna verneigte sich stumm. Draußen schüttelte er den Kopf. Was war aus seiner edlen Königin geworden?

„Nein! Nein!“ schrie der Gefangene. Seine heisere Stimme brach sich schauerlich in dem naßkalten Gewölbe der Kasematten, und seine entzündeten Augen starrten entsetzt auf die Stätte, wo Unzählige, Verbrecher und Unschuldige, im Laufe der Jahrhunderte ihr Leben auf der Folter verröchtelt hatten, Mörder, Günst-

linge, Rebellen, Bürger, Kindesmörderinnen, politisch Verurteilte.

Gespentisch fiel mattes Tageslicht auf die Folterbank mit ihren Zangen, Nägeln, Haken, Dornen, Drahtpeitschen und Eisenstöcken. Dahinter wartete schon die breitschultrige Gestalt des „Roten“, wie sie ihn in Stockholm nannten; sein eckiges, gelbliches Gesicht wurde von dem Schein eines kleinen Feuers erhellt, das er mit dem Blasebalg schürte. Die knöchigen Finger seiner Rechten hielten eine glühende Zange über dem Feuer. Sein nackter Körper glänzte fettig. Als er den todbleichen Mann oben auf der ausgetretenen gewundenen Treppe erblickte, verzog er die schmalen Lippen zu einem Grinsen, das aber nur eine Sekunde währte, denn hinter den zwei Wächtern tauchte das Gesicht eines Offiziers der königlichen Garde auf, der im Namen Christines der Folter beiwohnen mußte.

Der Gefangene wurde unsanft die Stufen heruntergestoßen. Je näher er der Folterbank kam, desto lauter schrie er, bis ihm einer der Wächter mit der Faust auf den Schädel schlug, so daß eine kurze Bewußtlosigkeit ihn jäh verstummen ließ.

Die Oberkleider wurden ihm heruntergerissen, er wurde auf die Folterbank gelegt, und Lederriemen schnitten in seine Gelenke. Er schlug die Augen auf und röchelte: „Gnade, Gnade, ich habe ihn nicht getötet!“ Aber schon stand der „Rote“ neben der Bank.

Der Offizier trat vor und sagte: „Zum letztenmal frage ich dich, willst du freiwillig gestehen, daß du gedungen warst, den spanischen Gesandten Fernando de Moredo zu ermorden, und daß du dich an dieser unseligen Tat, die den Überfallenen das Leben kostete, beteiligt hast?“

Der Gefangene versuchte sich aufzurichten. Fast besinnungslos hauchte er: „Ich bin unschuldig . . .“

Der Offizier gab ein Zeichen.

Ein markerschütternder Schrei hallte durch das dumpfe, kalte Gewölbe, als der „Rote“ dem Opfer die glühende Zange in den Oberschenkel schlug. Aber die uralten Mauern waren dick, und was hinter ihnen geschah, störte die friedlichen Bürger Stockholms nicht.

Die Schritte der Königin hasteten über den spiegelglatten Boden der Bibliothek.

Sie fühlte, daß sie nicht eher Ruhe finden würde, bis das Verbrechen aufgeklärt war und die Täter unter dem Beil des Henkers ihr Leben geendet hatten. Man hatte gewagt, ihr den Mann zu nehmen, den sie liebte. Nun wollte sie allen das Leben nehmen, die ihr das Kostbarste geraubt hatten.

Sie blickte nach der Uhr. Der Zeiger wies auf drei Minuten nach neun. Jetzt hatte die Folter begonnen. Jetzt würde der Mörder gestehen. Alles würde aufgedeckt werden!

Plötzlich vernahm sie aus der Kapelle das Spiel der Orgel. Sie blieb stehen und lauschte. Die Stimmen der Chorknaben fielen ein.

Eine würgende Angst überfiel Christine. Sie stürzte zur Tür und riß sie auf. Ihre hastigen Schritte berührten kaum den Boden.

Die Wache am Tor der Kasematten wagte ihren Augen nicht zu trauen, als die Königin Einlaß verlangte.

„Zur Folterkammer!“ rief Christine dem Hauptmann, der ihr entgegenteilte, mit trockener, heiserer Stimme zu.

Der Hauptmann salutierte wortlos und führte die Königin durch die dunklen Gänge hinab. Plötzlich blieb sie stehen. Durch die Stille drang der furchtbare Schrei des Gemarterten zu ihr. Sie mußte sich stützen.

„Aufhören!“ befahl sie, „sofort aufhören!“

Der Hauptmann stürzte voran. Christine folgte. Sie glitt aus, raffte sich wieder hoch und wankte die Stufen hinab.

Die Folterknechte stellten erschrocken ihr grausiges Handwerk ein. Noch nie war es geschehen, daß ein schwedischer Monarch die Folterkammer betreten hatte.

Christine hob mühsam die Hand, die schwer wie Blei war. Sie konnte nicht sprechen. Eine Ohnmacht nahm ihr die Sinne. Der Hauptmann kam gerade noch zurecht, um die Königin aufzufangen.

## X

Die Sonne der Mittsommernacht warf ihre milchig-weißen Strahlen auf das breite Bett mit den rotseidenen Decken. Vor dem offenen Fenster war der Vorhang zurückgezogen, so daß die milde Luft unbehindert in den Raum strömte. Der Duft der schlafenden Blumen schwebte vom Park herüber und vereinte sich mit dem herberen der Linden und Buchen.

Die Kranke lag mit weit offenen, glanzlosen Augen in die Kissen zurückgelehnt. Ihre Blicke tasteten langsam die barocke Decke ab, hafteten kurz an den kunstvollen Rosen und Tulpen, flatterten zu dem dunklen Schlund des schlafenden Kamins, aus dem ein leises Rauschen drang, und blieben endlich auf den Schatten der nächtlichen Sonne liegen.

Christines Leib zuckte. Was war das Leben? Bewegten sich nicht die Menschen, die sie kannte, wie Schatten des Todes um sie? Ach, das Leben selbst war wohl nur der Schatten des allmächtigen Todes. Gespensterhaft glitten die Menschen über die weite Erde, getrieben von einer Kraft, die Welten formte, geleitet von einem Willen, der Geburt und Tod bestimmte. Zwischen ihnen lag ein Weg, ein trotziger Gedanke, oder das sinnlose Geplapper wesensloser Schatten mit

aufgerissenen Mäulern. Sie kamen und gingen und zerfielen wie Gespenster . . .

War alles nur ein Traum? Warum geschah dies alles? Weshalb lebte sie, weshalb lebten die anderen? Trübe Lampen gaukelten spielerisch, fratzenhafte Gebilde warfen höhnische Schatten, und über ihnen ein leidzerquältes Gesicht . . . Welche Kräfte paarten sich in wilden Zuckungen, umschlangen die Seelen der Toten und hauchten ihnen den Odem des Lebens ein? Spiel, alles nur Spiel! Traum, alles nur Traum, Geburt, Leben und Tod . . .

Aus Christines Augen liefen die Tränen.

War niemand da, das Leid der Menschen zu mildern, sie in starke, göttliche Arme zu nehmen und emporzutragen? Wo war der Erlöser? Wo waren die Erlösten? Rasende Bestien rauften sich und bleckten mit kahlen Schädeln aus grausigen Tiefen. Der Tod heulte, die Erde stöhnte, Feuer loderten, Schreie verröchelten, Säbel blitzten, rot flammte das Feuer aus Verderben speienden Geschützen, Brände zuckten zum blutigen Himmel, gebeugte Gestalten hasteten über endlose Ebenen . . .

Die Königin bäumte sich auf und tastete nach einem Halt. Ihr Schrei gellte durch das schattenhafte Dämmern des Raumes. Stand dort nicht ein geisternder Spuk mit flammenden Augen? Aber es war nur die Gräfin Ebba Sparre. Christine sank zurück in die Kissen. Sie fühlte, wie

eine Hand ihr den Schweiß vom Gesichte wischte, behutsam, als wollte sie vermeiden, ihr mit der Berührung wehe zu tun.

Doktor Saumaise trat ein und ging an das Lager der Königin. Seine gütigen Augen ruhten besorgt auf dem bleichen Antlitz; behutsam ergriff er ihre Hand, um den Pulsschlag zu fühlen. Christine erkannte ihn nicht, sie fühlte nur eine Hand ihr Gelenk erfassen. War das nicht Magnus? Entsetzen glühte in ihren fiebrigen Augen. Saumaise sprach beruhigend auf sie ein, obwohl er wußte, daß sie seine Worte kaum verstand.

Ihr Atem ging laut und röchelnd, manchmal stockte er. Das Fieber ließ sich nicht bannen.

In dieser Nacht trat die Krisis ein. Im Nebenraum hatten sich der alte Kanzler, der Bischof Doktor Matthiä, der Reichsdrost Peter Brahe und der General Douglas versammelt. Zwei Ärzte und Ebba Sparre hielten die Wache.

Die Königin phantasierte laut. In ihrem Fieberwahn zogen noch einmal alle Erlebnisse der vergangenen Monate an ihr vorüber, dunkle Tiefen und sonnendurchglühte Höhen, blankes Eis glänzte im Schein der Wintersonne, Wälder schimmerten in weißer Pracht, in winddurchtosten Nächten krachte das Eis, Flüsse traten über ihre Ufer, wild rauschte die Strömung, die Brandung des Meeres tobte an die Küste; aber plötzlich war all dies verschwunden, Vögel sangen, die laue Luft des Sommers umschmeichelte

den leidenden Leib der Königin, und sie fühlte die Lippen Fernandos auf den ihren. Da würgte jäh eine rauhe Hand ihren Hals, sie schlug um sich und suchte sich ihrer zu erwehren, ein höllisches Lachen drang an ihr Ohr: das war der Graf Magnus de la Gardie! Und in dieses Lachen mischte sich das Dröhnen der Kanonen, Gewehrsalven knatterten, der Horizont stand in Flammen, und über jammernden Menschen schwang das Skelett des Todes die Sense . . .

Stand jetzt nicht Karl Gustav vor ihr? Sein behäbiger Leib wackelte beim Gehen, seine gutmütigen Züge lächelten ihr milde zu. Aber schon verschwand er im tosenden Wirbel einer gewaltigen Schlacht, Blut rann auf die gemarterte Erde, weiße Frauenarme erhoben bittend ihre mageren Hände. Als der Qualm und der Rauch sich verzogen hatten, lag eine bleiche, todwunde Erde vor der Königin, eine Erde, die nichts Lebendes mehr trug: ausgebrannte Wälder, deren verkohlte Stämme anklagend gen Himmel starrten, unübersehbare Mauerreste, die einst blühende Städte gewesen waren, zerschossene Gotteshäuser, ein Chaos von Stein und Holz, zerstampfte Felder, deren Erde rot war vom Blute, und auf ihnen die verwesenden Leiber der Menschen, Tausende und aber Tausende.

Christine sank in die Knie und hob bittend ihre Hände auf zu Gott, da verblaßte alles, die Schatten wurden zu Rauch, der Rauch zu Luft,

die Töne einer Orgel schlugen an ihr Ohr, eine himmlische Musik durchdrang alle Sphären, und am Horizont lag ein südliches Land, lag Spanien. Auf einem goldenen Thron saß ein alter, weißhaariger Mann mit einem Hut, der wie die Kuppel einer Kirche geformt war, und nickte ihr lächelnd zu. Christine schritt dem goldenen Thron entgegen, und die Arme des alten Mannes umfingen sie weich. Eine große Geborgenheit kam über sie, ein sanftes Wiegen ergiff ihre Sinne, und alles Leid zerfloß in dem ewigen Nichts . . .

Es war Morgen, als Christine die Augen aufschlug. Sie war ohne Fieber; als sie das gütige Gesicht Doktor Saumaises über sich erblickte, lächelte sie ihm zu, und auch der Arzt lächelte und wünschte ihr guten Morgen.

Draußen schlugen die Amseln.

Durch das Schloß der Wasas ging ein Aufatmen: die Königin lebte und genas!

Schon nach kurzer Zeit konnte sich Christine wieder den Staatsgeschäften widmen. Sie war ernster geworden, und man hörte nicht mehr ihr Lachen in den düsteren Räumen des alten Schlosses. Noch immer schien die Trauer seine grauen Mauern umfassen zu halten.

Doktor Saumaise verließ in diesem Sommer Schweden, um in sein Vaterland, Frankreich, zurückzukehren. Reich beschenkt begab er sich

an Bord. Christine gab ihm selbst das Geleit bis zur Mole. Als die Anker sich lichteten, stand der alte Arzt in seinem blauen, mit weißer Seide gefütterten Mantel an Deck und winkte der Königin zu.

Ungern verließ er Schweden, aber er war alt und wollte sein Leben in Frankreich beenden. Er hatte der Königin den Arzt Bourdelot empfohlen, der schon bald erwartet wurde.

Erst als das Schiff nur noch als winziger Punkt am Horizont zu sehen war, wandte sich Christine ab. Nun hatte sie wieder einen Freund verloren. Blieb ihr denn nichts als die Erinnerung an die schönen Zeiten?

Es kamen wieder Tage, an denen die Königin sich von niemandem sprechen ließ. Sie saß am offenen Fenster oder auf dem Balkon und spielte Harfe; leise schwebten die Töne hinaus über den Park. An anderen Tagen las sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und nur die Gräfin Sparre durfte bei ihr sein, um ihr ab und zu das Buch abzunehmen und vorzulesen. Es schien der Gräfin, als seien die Gedanken der Königin weit weg, schwer und versonnen blickten ihre Augen, tiefe Schwermut lag in ihnen.

Als ihr der neue Leibarzt, Doktor Bourdelot, gemeldet wurde, nahm sie sich kaum die Mühe, Toilette zu machen. Doch sie betrachtete ihn ebenso aufmerksam wie er sie. Durch ein Schreiben Saumaises war Bourdelot über alles in Kenntnis

gesetzt worden, und nun wollte er der Königin ihre Lebensfreude wiedergeben, mit welchen Mitteln auch immer.

Christine hatte kaum etwas von Bourdelot gehört als das, was ihr Saumaise über ihn gesagt hatte. Sie war bei der ersten Begegnung ihm gegenüber abweisend, beinahe schroff, aber Bourdelot ließ sich dadurch nicht stören. Er stellte verschiedene Fragen nach ihrem Befinden. Christine konnte sich dem Fluidum, das von ihm ausging, nicht entziehen, dazu kam, daß der Klang seiner Stimme sie an Fernando erinnerte, obwohl der Franzose viel älter war als der Spanier.

Bourdelot erzählte ihr von Frankreich und dem französischen Hof; er sprach von der Lebensfreude, die man zurückerobern müsse, wenn man sie verloren habe, und deutete vorsichtig an, daß auch über dem Verlust des Liebsten nicht immer der Schatten der Trauer zu schweben brauche; das Leben sei nicht düster und unheilvoll, es sei vielmehr heiter und köstlich, aber einmalig, deshalb habe der Mensch die Pflicht, sein Leben froh zu gestalten, so wie es die Menschen des Südens verstünden. Hier hob er ein wenig die Brauen, ein kaum merkliches Lächeln zuckte um seine Mundwinkel, er neigte das ergraute Haupt, und seine feingliedrige Rechtespielte mit dem goldenen, rubinenbesetzten Lorgnon, einem Geschenk des französischen

Königs. Seine lebhaften Augen ruhten fragend auf den Zügen der Königin, in denen noch das Leid der vergangenen Wochen deutlich zu lesen stand.

Die Königin erwiderte leise, sie verachte gewiß nicht die Annehmlichkeiten des Lebens, sie liebe die Künste, die Wissenschaften, die Musik, indessen gebe es im Leben jedes Menschen einen Verlust, den niemand ersetzen könne; sie komme nicht von der Erinnerung los, doch sie wolle versuchen, der Gegenwart zu leben.

Doktor Bourdelots Lippen berührten die Hand, die sie ihm reichte. Die Augen der Königin blickten über ihn hinweg.

Christine war in ihrer Außenpolitik glücklicher gewesen als in der inneren Verwaltung des Landes.

Es gab viele, die ihre Freigebigkeit Verschwendungssucht nannten und behaupteten, die Ausgaben der Königin für Kunst und Wissenschaft seien so groß, daß sie die Staatsfinanzen verwirrt habe. Aber dem war nicht so. Die Regierung hatte zu der Zeit, da Christine noch nicht volljährig war, gefährliche Mittel ergriffen, um des Geldmangels Herr zu werden, der durch die Kriegsausgaben entstanden war: sie hatte die der Krone gehörenden Güter verpfändet und teilweise verkauft. Christine, die den Frieden gefördert und abgeschlossen hatte, wandte nun

dieselben Mittel an, um die Verdienste der Heerführer und Staatsbeamten zu belohnen, und beschenkte sie reichlich mit Gütern und Erhebungen in den Adelsstand. Dadurch wurde zwar der Adel gestärkt, aber der Bauernstand übermäßig belastet. Schon früher hatten die Bauern wegen der zu hohen Zölle und Abgaben rebelliert; obwohl sie sich bei Christine bisher noch nicht beschwert hatten, gab es doch viele, die sich mit Recht über die erhöhten Abgaben beklagten. Die Königin erkannte, so wenig wie der Adel, den Wert des Bauernstandes, obwohl sie verschiedene Vergünstigungen für ihn geschaffen hatte. Als sie einem von Gustav Adolf gegründeten Heim für Kriegsinvaliden einige Güter schenkte, wagte niemand zu murren. Diese Tat fand großen Beifall bei den Generalen. Nur einer mißbilligte sie mit bösen Worten: Graf Magnus de la Gardie. Da er nicht mehr am Hofe weilen durfte, schrie er seine Wut gegen die stummen Wände seines Gutshauses.

Seit einiger Zeit war er an einem Augenleiden erkrankt. Als er eines Morgens aufwachte, konnte er nichts mehr sehen. Er schrie nach seiner Frau, stolperte aus dem Bett, stieß sich das Schienbein an einer scharfen Kante blutig und begann gräßlich zu fluchen.

Seine gütige, sanfte Frau litt unter den Launen des Mannes. Mit unermüdlicher Geduld versuchte sie, seine zerquälte Seele zu heilen, las

ihm jeden Wunsch von den Augen ab, versuchte jeden Schatten von seiner Stirn zu scheuchen und gab die Hoffnung, daß er sich wandeln würde, nicht auf.

Sie eilte zu ihm, befreite ihn von der dünnen Decke, in die er sich verwickelt hatte, und redete ihm gütig zu. Er schrie, man solle den Arzt holen, die verfluchte Königin habe ihm wohl ein Gift gegeben, das sei daran schuld, daß er erblindet sei.

Da ging sie hinaus und schickte den greisen Diener Bernd zu dem Tobenden. Der alte Mann brachte eine Schüssel lauwarmen Wassers und bat den Grafen, sich zu setzen, damit er versuchen könne, ihm die Augen auszuwaschen, es sei vielleicht nur der Schlaf, der ihm die Lider verklebt habe. Es gelang ihm, die Augen des Grafen anzufeuchten, in deren Winkeln sich Eiter gebildet hatte. Der Graf indes beschimpfte mit angst- und wutverzerrtem Gesicht Christine, stieß greuliche Verwünschungen gegen sie aus und schlug mit einem unbedachten Hieb dem Alten die Schüssel aus den welken Händen, so daß ihr Inhalt sich auf seine nackten Schenkel und über die hirschlederne Hose des Dieners ergoß. Doch plötzlich konnte Magnus wieder sehen. Zuerst waren es nur die matten Umrisse des Raumes, dann tauchten verschwommen Gegenstände auf und nahmen wieder Gestalt und Form an, und schließlich fühlte er das Licht

der Morgensonne, das durch die Fenster hereinfiel, wie eine Erlösung. Er wankte taumelnd, wie ein Betrunkener, zum Fenster und atmete die Luft in tiefen Zügen ein. Dann wandte er sich, starrte auf Bernd, der gerade die am Boden liegende Schüssel aufhob, und rief zornig: „Wenn ich das Licht der Augen verliere, trägt nur Christine Schuld! Sie hat mich hierher verbannt, weil sie weiß, daß ich das rauhe Klima der See nicht vertrage!“

Er wischte sich mit dem Handrücken über die Lippen, forderte einen Spiegel und besah ängstlich seine verquollenen Augen.

Die Königin hatte zur Förderung des Gewerbes aus Deutschland Schmiede, Weber und andere Handwerker kommen lassen, an denen Schweden Mangel hatte. Auch unterstützte sie den schwedischen Schiffsbau, indem sie für die in Schweden gebauten Schiffe geringere Abgaben festsetzte. Mit ausländischen Staaten schloß sie vorteilhafte Handelsverträge ab. Sie erließ Verordnungen gegen den Aufwand des Adels, gegen Duelle und gegen Landstreicherei, verbesserte das Postwesen, sorgte für den Schutz der großen Wälder und erließ einen Artikel gegen die Hexenprozesse.

Der Königin graute, wenn sie an die brennenden Leiber auf flammenden Holzstößen dachte, nachdem der Inquisitor die Ketzler „dem welt-

lichen Gericht übergeben hatte, damit ihre Seelen geläutert würden“. Oh, hätte sie die Macht besessen, diesem Wahnsinn Einhalt zu gebieten!

Doch dann entsann sie sich ihres Gesichtes während der schweren Krankheit. Wer war der alte, gütig blickende Mann auf dem goldenen Thron gewesen, der ihr zugelächelt und sie weich in seine Arme genommen hatte? Was bedeutete diese Erscheinung? So oft sie sich auch fragte, die Antwort konnte sie sich nicht geben. Sie mußte jetzt wieder daran denken, als sie in der schweren Reisekutsche nach Upsala fuhr, um einer Disputation verschiedener Gelehrter beizuwohnen.

Wie oft war sie diesen Weg mit Fernando gefahren.

Das geheimnisvolle Dunkel, das über der Untat lag, hatte sich noch nicht gelüftet, und alle Bestrebungen des Kanzlers, es aufzuhellen, waren bisher vergebens geblieben.

Der Haß der Königin gegen die Anstifter des Mordes wich einer stillen Demut. Des Menschen Wille war nur das Werkzeug einer Vorsehung, deren Wege wir nicht kennen, sondern nur ahnen, dachte sie oft. Und sie glaubte daran, daß der Schuldige der gerechten Strafe nicht entgehen würde.

Nach der Disputation in Upsala hielt sie sich einige Zeit bei dem Erzbischof auf.

Als einmal die Rede darauf kam, ob Frauen berufen seien, zu herrschen, sagte sie:

„Meine Meinung ist, daß Frauen niemals regieren dürften, und wenn ich Töchter hätte, würde ich ihnen das Recht der Nachfolge nehmen... Ihr werdet mir um so eher glauben, als ich gegen mein eigenes Interesse spreche. Alle Frauen, die geherrscht haben, oder die man scheinbar herrschen ließ, haben sich lächerlich gemacht, eine auf diese, eine andere auf jene Art. Ich bilde keine Ausnahme. Wenn es Frauen gegeben hat, denen es gelungen ist, ihre Pflichten würdig zu erfüllen, so sind diese Beispiele so selten, daß aus ihnen keine allgemeinen Schlüsse für das Geschlecht gezogen werden können. Die Tugenden der Frauen sind unvereinbar mit den Talenten und Pflichten, die der Thron verlangt, so daß wir auf unsere guten Eigenschaften ebenso verzichten müssen wie auf unsere Schwächen und Fehler, wenn wir uns der Herrschaft würdig erweisen wollen.“

„Majestät sind eine große Herrscherin, das weiß Schweden und die Welt“, sagte der Erzbischof.

Doch die Königin erwiderte nichts. Sie wußte, daß sie bisher nur eines erreicht hatte: den Frieden. Sie wollte aber mehr, viel mehr. Doch Hindernisse über Hindernisse türmten sich ihr entgegen. Ihr Herz fand wenig Verständnis und nirgends die Liebe, nach der es dürstete.

Christine dachte an ihre Krönung im Jahre 1650 in Stockholm. Der Erzbischof von Upsala war es gewesen, der ihr die Stirn gesalbt und die Krone aufs Haupt gesetzt hatte. Von Jakobsdal aus, einem der Landsitze der Gardies, war ihr Einzug erfolgt. Die königliche Familie, der Adel, die Räte, die Gesandten ritten und fuhren ihrer mit schwarzem Samt ausgeschlagenen Kutsche voran; Reitertrupps, deren prächtige Uniformen glitzerten und funkelten, bildeten die Spitze. Waffen klirrten, die Hufe der Rosse widerhallten von den Straßen. Hinter ihrer Kutsche fuhren die Hofdamen, kostbar gewandet in Seide und Samt, Brokat und Damast. Am Schluß folgten wieder Berittene. Ein Triumphbogen war vor der Stadt errichtet, verziert mit Schilderungen berühmter Schlachten, über ihm rauschten kampfzerfetzte Standarten, die in den Kämpfen bei Prag, Nördlingen und Lützen den schwedischen Truppen vorangetragen worden waren. Ein ungeheurer Jubel brauste auf. Das Volk stand dicht gedrängt an den Seiten der Straßen, aus allen Fenstern blickten Neugierige, Kinder, Greise, alte Frauen, die den Einzug der jungen Königin sehen wollten. Als Christine im Schloß angekommen war, erdröhnten Salutschüsse von den alten Festungswerken, dazwischen mischten sich die schwächeren von den Schiffen im Hafen. Zwei Stunden donnerte der Salut über die stolze Hauptstadt Schwedens. Zwei

Stunden währte das prunkvolle Bankett. An der Spitze der Tafel saß sie, Christine Wasa, die junge Herrscherin Schwedens, im goldbestickten Atlaskleid, eine kleine, goldene Krone, reich mit Diamanten und Rubinen besetzt, auf dem Goldhaar, an den Armen kostbare Spangen, kunstvolle Ringe an den Fingern und auf der Brust eine Spange, ein Geschenk des Königs von Frankreich, eine aufgehende Sonne darstellend, die aus Rubinen bestand und von einem Reif großer Edelsteine gehalten wurde. Am folgenden Sonntag hatte sich der Krönungszug zur Schloßkirche bewegt, wo der Bischof Matthiä die Predigt hielt. Darauf verlas der Kanzler den Eid der Königin, und der Erzbischof salbte ihre Stirn und setzte ihr die Krone aufs Haupt.

Wie aus weiter Ferne drang in ihre Gedanken die Stimme des alten Erzbischofs: „Ist es nicht wunderbar, eine so gottbegnadete, ruhmvolle Krone wie die Schwedens tragen zu dürfen, Majestät? Der große Gustav Wasa hat sie errungen, als er das Volk von der Herrschaft Norwegens befreite, jener Herrschaft, die soviel Elend, Blut und Tyrannei über das unglückliche Schweden gebracht hat . . .“

Der alte Mann kannte die Seele der jungen Königin wie kein zweiter. Er wußte, daß sich die Gustavstochter mit dem Gedanken trug, dem Throne zu entsagen. Er kannte ihren starken Freiheitswillen. Seine klugen Augen

hatten so viel in einem langen Leben gesehen, daß er vermochte, in der Seele jedes Menschen wie in einem aufgeschlagenen Buche zu lesen.

Die Gedanken der Königin weilten aber schon wieder bei der Erinnerung an die Krönungsfeierlichkeiten in Stockholm.

Wieder glaubte sie den schweren Druck der Krone zu spüren wie damals in der Kirche, als die Hände des Gottesmannes sie ihr behutsam aufs Haupt setzten. Die Großwürdenträger übergaben ihr das mit Edelsteinen geschmückte Zepter und den goldenen Reichsapfel mit dem großen Smaragd, während die Herolde mit silbernen Trompeten die vollzogene Krönung verkündeten. Dann schritt sie in ihren goldenen Schuhen zu dem Thron gegenüber dem Altar, wo Generale des Dreißigjährigen Krieges einen Baldachin aus hellblauem Damast für sie bereithielten. Nun leisteten die Räte des Reiches kniend den Eid vor der jungen Königin. Und nach dem feierlichen Akt fuhr Christine in einem vergoldeten Wagen zurück in das Schloß ihrer Väter . . .

Wieder unterbrach der Erzbischof ihre Gedanken.

„Majestät, Gott liebt die Getreuen!“ sagte er.

Christine Wasa zuckte zusammen. Starr war der Blick, mit dem sie den Bischof maß. Ohne ein Wort der Entgegnung erhob sie sich und trat hinaus in die Stille des Abends, den die untergehende Sonne vergoldete.

## XI

Graf Magnus Gabriel de la Gardie hatte sich erdreistet, nach Stockholm zu fahren, und um eine Audienz nachgesucht. Christine, die gerade mit einer philosophischen Abhandlung Descartes beschäftigt war, blickte ungläubig auf die Gräfin, die ihr die Nachricht brachte.

Sie legte das Buch zur Seite und stand auf. „Was sagst du, Ebba? Graf Magnus?“

„Ja, Majestät.“

Er hatte es gewagt, um eine Audienz nachzukommen! Hatte sie nicht auch seiner Mutter ausdrücklich gesagt, daß sie ihren Sohn nicht mehr sehen wolle? Und dennoch hatte er die Stirn . . . Das Blut schoß ihr zu Kopf. Schneidend sagte sie: „Er soll kommen!“

Als Magnus vor der Königin stand, bat er mit zitternder Stimme um Verzeihung, daß er zu stören wage, aber er ertrüge es nicht, daß Hinterhältige behaupteten, Ihre Majestät beschuldige ihn der Verrätereit und wolle ihn niemals wieder in Gnaden aufnehmen.

Seine noch leicht entzündeten Augen starrten die Königin an, sein Atem ging ungleichmäßig, und auch seine fahrigten Hände zeigten die Erregung, die ihn gepackt hielt.

Christine sah den versteckten Haß hinter seinen ebenmäßigen Zügen und spürte die

Flamme der Eifersucht und des zerfressenden Ehrgeizes, die ihr entgegenschlug. Sie konnte sich genau erinnern, daß sie ihn niemals vor anderen einen Verräter genannt hatte.

„Wer hat das gesagt?“ fragte sie und blickte ihn drohend an.

Beinahe stammelnd gab er den Namen Steinberg an.

Die Königin hob den Kopf. Zornig fragte sie: „Wie? Mein Stallmeister Steinberg?“

„Ja, Majestät.“

Sie ergriff die Glocke und läutete. Ein Page trat ein.

„Sofort den Grafen Steinberg!“ befahl Christine.

Dann trat sie ans Fenster, ohne sich um den Grafen zu kümmern, der sich mit dem Spitzentuch die Schweißtropfen von der Stirn tupfte. Schweigend verstrich die Zeit, bis Graf Steinberg eintrat.

„Graf Steinberg“, fragte die Königin hart, „habt Ihr behauptet, von mir gehört zu haben, Graf Magnus sei ein Verräter?“

Steinberg erwiderte ruhig, mit einem kurzen verächtlichen Blick auf Magnus: „Majestät, das ist eine Unwahrheit! Niemals habe ich das behauptet!“

Christine fühlte, daß er nicht log, und versetzte, ihn mit einem leichten Kopfnicken ver-

abschiedend: „Es ist gut, Graf Steinberg, ich wußte es.“

Als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, trat Christine auf Gabriel Magnus zu.

„Nun, Graf Magnus, Ihr hieltet es nicht für nötig, zu widersprechen?“

Er wich ihrem Blicke aus. Leise erwiderte er: „Majestät, ich habe die Beschuldigung nicht unmittelbar vom Grafen Steinberg gehört, sondern von dem deutschen Obristen Schlippenbach.“

Wieder läutete Christine heftig und befahl, sofort den deutschen Offizier nach dem Schlosse zu rufen. Jetzt hatte sie Magnus in ihrer Gewalt. Jetzt war die Stunde gekommen, da sie sich an ihm rächen konnte. Er war der Mörder Fernandos, er und kein anderer hatte diesen teuflischen Plan ausgedacht! Jetzt wollte sie mit ihm abrechnen!

Schlippenbach, ein breitschultriger, gutmütig aussehender Mann in den vierziger Jahren, bestritt entschieden, eine derartige Äußerung getan zu haben, er sei kein Klatschmaul. Die Königin beruhigte ihn. Selbstverständlich war Schlippenbach unschuldig.

Als die Königin ihn entlassen hatte, raffte sich der Graf noch einmal auf. Eine süßliche Miene aufsetzend, erwiderte er, der Obrist sei ein Schelm und falscher Biedermann. Aber Christine richtete sich auf, so daß er unwillkür-

lich einen Schritt zurückwich. Scharf sagte sie: „Graf Magnus! Ich habe Euch durchschaut! Die Last Eures Gewissens drückt Euch förmlich zu Boden! Geht! Ich verbiete Euch, noch ein einziges Mal meinen Hof zu betreten! Für Verleumder ist hier kein Platz! Wenn Ihr noch einen Funken Mut habt, dann schlagt Euch, obwohl ich das Duell selber verboten habe. Doch für Euch gibt es kein anderes Mittel, Euch von Eurer Schande rein zu waschen!“

Magnus verließ den Raum. Er hatte verspielt.

Christine eilte ans Fenster und riß es auf. Was war das für ein Mensch! Diesen Mann hatte sie einmal geliebt? Ekel würgte sie. Auch noch als feiger Verleumder hatte er sich entpuppt! Nein, er würde sich nicht schlagen, einen Vorwand dafür würde er schon finden, sie kannte seine Spitzfindigkeit. Dieser Mensch war für sie gestorben . . .

Graf Magnus ließ die Pferde peitschen, daß sie im wilden Galopp dahinstürmten. Heim wollte er, fort vom Schloß, fort aus der Nähe der Königin, nur fort. Aber Ruhe würde er ihr nicht geben. Genugtuung wollte er haben. Sie hatte ihn gedemütigt, betrogen, entehrt, bis zur Verzweiflung und an den Rand des Wahnsinns getrieben, das Augenleiden verdankte er ihr, alles, alles war ihre Schuld!

Seine Zähne knirschten. Der Wind riß an seinem Haar, hoch auf spritzte der Schmutz unter den Hufen der Rosse.

Heim wollte er, sich sein Recht schaffen! Ein de la Gardie verspielte nicht, nicht gegen ein Weib, ein liebestolles, unvernünftiges Weib!

Die Kutsche raste in den Gutshof, daß das Federvieh aufgescheucht davonestob und zwei Knechte gerade noch Zeit hatten, sich in Sicherheit zu bringen. Noch im Fahren sprang der Graf ab, strauchelte und raffte sich hoch. Er schlug an die Haustür und stürmte die Treppen empor. Laut krachend flog die Tür des Arbeitszimmers hinter ihm zu.

Eilig schrieb er einen Brief an Karl Gustav, in dem er sich über die Königin beschwerte, dann sogleich einen zweiten an den alten Oxenstjerna, obwohl er ihn haßte und ihm schon viele bittere Stunden bereitet hatte; er bat den Kanzler um Vermittlung und hatte keine Bedenken, sich vor ihm zu erniedrigen. Einen dritten Brief richtete er an Christine. Er warf ihr darin alles vor, was an seiner Seele nagte, und klagte sie des Wortbruches und der Hinterlist an. Dann sank er erschöpft auf sein Lager...

Als Christine zwei Tage später seinen Brief erhielt, ließ sie ihm antworten: „Es gebührt nicht mir, ein Heilmittel für Euer Übel zu verschreiben: Eure Ehre, die zerrüttet ist, könnt nur Ihr selbst wiederherstellen. Glaubt nicht,

daß ich Euch grolle. Das einzige Gefühl, das ich von nun an für Euch hege, ist Mitleid. Ich schäme mich für Euch, wenn ich daran denke, zu wieviel Niedrigkeiten Ihr Euch herabgelassen habt. Ich finde in Eurem Benehmen keine Spur von Größe oder Edelmut. Wäre ich imstande, Reue zu fühlen, würde ich mich darüber grämen, daß ich meine Freundschaft an eine so schwache Seele wandte.“

Wenige Tage später fiel die Mutter des Grafen Christine weinend zu Füßen und bat um Gnade und Verzeihung für ihren Sohn. Aber die Königin erwiderte fest: „Er soll mir nie mehr vor Augen treten, nie mehr, Gräfin!“

Als Magnus dies erfuhr, lachte er dröhnend wie ein Verrückter, daß die Mägde und Knechte sich erschrocken ansahen. Dann trank er bis zur Bewußtlosigkeit. Der alte Bernd und die Knechte hatten Mühe, ihn in den Schlafraum zu tragen, denn er stieß mit geballten Fäusten blindlings um sich. Als sie endlich mit ihrer Bürde dort angelangt waren, erbrach sich der Graf, daß die Träger ihn zu Boden fallen ließen.

Nachdem er den Rausch ausgeschlafen hatte, glotzte er lange in den großen Wandspiegel, der in silbernem Rahmen neben dem reich verzierten Schrank hing, streckte die Zunge heraus, strich sich die verklebten Haare aus der Stirn und zog eine greuliche Grimasse. Dann schlug er sich mit der flachen Hand vor die

Stirn, kicherte eine Weile, nahm ein Bad und kleidete sich an, worauf er die Edelleute der Nachbarschaft zum Essen bitten ließ.

Als sie bei reichgedeckter Tafel vor den silbernen Schüsseln saßen, beklagte er sich bei seinen Gästen, daß er von der ganzen Welt verlassen und verachtet sei, jedoch habe er gelernt, das schlüpfrige Glück ebenso wie das glänzende Elend des Hofes zu verachten. Die Grafen und Barone, allzugern seinen häufigen, freigebigen Einladungen folgend, ertrugen geduldig sein einfältiges Gebaren.

Auch Karl Gustav litt unter der ihm aufgezwungenen Untätigkeit. Er versuchte, seine Zeit mit Gelagen und Jagden auszufüllen, was ihm schlecht gelang. Er fühlte mit Unbehagen, wie die Blicke der Unzufriedenen auf ihn gerichtet waren. Häufig suchten ihn Vertreter der Stände auf, um ihm Vorschläge zu unterbreiten. Eines Tages, als er von der Falkenbeize zurückkehrte, überreichte ihm sein erster Sekretär ein Schreiben, das von dem Geschichtsschreiber Messenius und seinem Sohn unterzeichnet war, und in dem sie den Thronfolger baten, die Regierung zu ergreifen; sie rieten ihm unverblümt, sich auf den jüngeren Adel und die Bauern zu stützen und den Rücktritt der Königin zu erzwingen. Mit Staunen las Karl Gustav auch Angriffe gegen Oxenstjerna und den altein-

gesessenen Adel. Sie wollten ihn gegen Christine aufhetzen, ihn aufwiegeln, ihn zu einem Umsturz bewegen? Er warf sich sofort auf sein Pferd und jagte nach Stockholm.

Während er die Stufen des Schlosses emporstieg, sagte er sich, daß sein Gewissen und seine Ehre es verlangten, der Königin von diesem Schreiben Mitteilung zu geben.

Christine empfing ihn sofort, obwohl der seltene Besuch sie in Erstaunen versetzte. Karl Gustav war seit Monaten nicht mehr in Stockholm gewesen. Sie las das Schreiben zweimal durch, dann legte sie es beinahe achtlos beiseite.

„Was willst du tun, Christine?“ fragte er erregt.

Ihre Augen ruhten gelassen auf ihm, als sie erwiderte: „Die Verdächtigen gewähren lassen, Karl. Die Verschwörung muß zum Ausbruch kommen. Nur dadurch kann man alle Teilnehmer unschädlich machen.“

„Christine! Das ist ein allzu kühner Plan!“

Die Königin lächelte. „Ich weiß, was ich will!“

„Christine, ich flehe dich an! Bedenke, was auf dem Spiel steht! Nicht nur Schweden, auch du!“

Und er kniete vor ihr nieder.

Ein spöttisches Lächeln zuckte um ihre Lippen, als sie erwiderte: „Auch du stehst auf dem Spiel, vergiß das nicht!“

„Nicht ich, Christine! Es geht allein um dich, um deinen Thron, um deine Krone!“

Seine Worte klangen ehrlich besorgt. Christine überlegte. Dann sagte sie: „Steh auf, Karl. Du sollst nicht vor mir knien!“

Er ergriff ihre Hand und küßte sie. „Ich flehe dich an, Christine, führe deinen Plan nicht aus! Laß die Schreiber des Briefes verhaften!“

Sie zog ihre Hand zurück. Er liebte sie noch immer unverändert. Ach, warum denn nur? Sie hatte geglaubt, daß im Laufe der Zeit diese Liebe zu ihr erlöschen würde. Hatte sie sich doch geirrt?

Endlich willigte sie ein, daß er dem Kanzler sogleich Mitteilung gebe.

Noch am selben Abend schlug es laut gegen die breite, schwere Eichentür im Hause des Geschichtsschreibers Messenius. Der junge Messenius stand auf und trat vorsichtig ans Fenster, den Vorhang beiseite schiebend. Unten erkannte er die Umrisse einiger Reiter.

„Vater, ich glaube, es sind die Boten des Prinzen Karl!“ sagte er, sich an den Alten wendend, der am Tische saß und eifrig schrieb.

Der greise Gelehrte lächelte hoffnungsvoll und erhob sich.

„Öffne! Wir wollen die Boten Karl Gustavs würdig empfangen.“

Es schlug wieder gegen die Tür. Eine Kerze warf flackernde Schatten an die alten Wände des Treppenhauses, und ein Riegel kreischte durch die Stille der Nacht. Der junge Messenius verneigte sich tief.

„Im Namen der Königin von Schweden!“ rief eine Stimme. Eine riesenhafte Gestalt trat auf ihn zu, Bewaffnete drängten nach. „Wo ist Euer Vater?“

Betroffen wich Messenius zurück.

„Führt mich zu Eurem Vater, Herr!“ verlangte der Hauptmann.

Der Alte stand oben in seinem Zimmer hinter der Tür. Er hatte alles gehört. Jäh zerriß der Schleier, den er um die Welt seiner Träume gesponnen hatte. Seine Hand tastete nach der Tasche. War das Verrat? Aber der Prinz hatte doch das Bestreben, mußte doch das Bestreben haben, Herrscher zu werden!

Er trat zurück und setzte sich wieder an den Schreibtisch.

„Im Namen der Königin von Schweden, seid Ihr der Geschichtsschreiber Messenius?“ fragte eine harte Stimme.

„Der bin ich, Herr.“

Messenius erhob sich langsam.

Sein bleiches Gelehrten Gesicht stach seltsam weiß von seinem schwarzen Gewande und dem Dunkel des Hintergrundes ab.

Der Hauptmann blieb breitbeinig stehen und blickte verächtlich lächelnd auf den alten Mann herab. Hinter den Offizier war der Junge getreten und versuchte krampfhaft, dem Vater ein Zeichen zu geben.

„Im Namen der Königin, Ihr seid verhaftet!“ Die schwere Stimme des Hauptmanns brach das lähmende Schweigen.

„Verhaftet...?“ wiederholte er. „Weshalb denn?“

„Wegen Vorbereitung und Anstiftung zum Hochverrat. Folgt mir!“

Plötzlich blitzte die Klinge eines Dolches in der Hand des Gelehrten, und noch ehe der Hauptmann es verhindern konnte, hatte Messenius sie sich ins Herz gestoßen. Langsam fiel er vornüber auf den Schreibtisch, gestützt von des Sohnes zitternden Händen.

Waffen klirrten, eine Stimme rief ein Kommando. Doch der alte Messenius war tot. Man riß den Sohn zurück, harte Fäuste schraubten sich um seine Gelenke und lähmten jeden Widerstand. Dann schleppte man den Widerstrebenden aus dem Hause.

Die Untersuchung endete mit der Verurteilung der beiden Messenius. Auch der Bürgermeister von Stockholm und der Bischof Terserus standen vor Gericht, doch sie mußten freigesprochen werden, da ihnen nichts zu be-

weisen war. Der junge Messenius wurde kurze Zeit darauf enthauptet.

Die Königin war sich darüber klar, daß sie jetzt auf dem Thron verharren mußte und keiner Mißstimmung nachgeben durfte. Sie hatte das Todesurteil gegen Messenius nicht leichten Herzens unterzeichnet. Aber sie sagte sich, daß die Ordnung und Ruhe des Staates davon abhängen, daß alle Anschläge gegen ihn mit eiserner Hand zurückgewiesen würden.

Wie recht sie damit hatte, zeigte sich schon wenige Tage später.

Während des Gottesdienstes, als die Königin im Gebet kniete und die Männer die Hüte vors Gesicht hielten, fiel ihr Blick plötzlich auf einen Mann, der nur wenige Schritte von ihr entfernt stand. Sie sah weitaufgerissene, glühende Augen, ein asketisch mageres Gesicht mit hervorstehenden Backenknochen, einen fast lippenlosen Mund. In den Händen des Mannes funkelte ein Messer. Sie hatte gerade noch Zeit, sich zu erheben und dem neben ihr stehenden Hauptmann der Leibwache ein Zeichen zu geben. Der Mann wurde überwältigt.

Es war ein einzelner Fanatiker, der an der Schwelle des Irrsinns stand.

Der Gottesdienst wurde nicht unterbrochen.

## XII

Bei der Besichtigung eines Schiffes schritt Christine an der Seite des Admirals Fleming über die Planken. Plötzlich rutschte Fleming aus, seine Arme griffen nach einem Halt. Er riß die Königin mit sich; beide stürzten ins Wasser. Der Stallmeister Graf Steinberg, der wenige Schritte hinter der Königin ging, sprang ihr sofort nach, doch die Königin war bereits untergegangen; die Strömung zog sie unter das Schiff. Das Gefolge rannte kopflos durcheinander. Die am Bollwerk Stehenden sahen mit Schrecken, daß auch Steinberg in den Fluten versank.

„Rettet die Königin!“ schrie eine heisere Stimme. Mehrere Matrosen sprangen gleichzeitig hinab. Bange Minuten vergingen. Endlich tauchte der Kopf Steinbergs auf. In seinen starken Armen hielt der Stallmeister die bewußtlose Königin.

Aber schon auf Deck kam sie wieder zu sich.

„Habt Dank“, flüsterte sie. „Wo ist Fleming?“

„Gerettet, Majestät!“ erwiderte der alte Oxenstjerna, der besorgt neben ihr kniete.

Die Königin erhob sich, gestützt von Steinberg und einem jungen Menschen, dem Grafen Tott.

Wie im Traum ging Christine an den wartenden Wagen.

Diese Augen! Es waren Fernandos Augen gewesen, in die sie soeben geblickt hatte. Hatten auch diesmal die Augen des Geliebten über sie gewacht?

Ihre Stimme war seltsam weich, als sie den neben ihr sitzenden Kanzler fragte: „Wer ist der junge Mann mit den dunklen Augen, der neben Steinberg stand?“

Oxenstjerna wandte sein Gesicht ihr zu.

„Er heißt Claudius Graf von Tott, Majestät.“

Die Königin nickte. Ihr Herz schlug rascher, und ein leises, ein glückseliges Lächeln lag auf ihrem blassen Gesicht . . .

Bis spät in die Nacht hinein beschäftigte sich die Königin nun wieder mit ihren Büchern.

Es war eines regnerischen Sommerabends, als der alte Bibliothekar Vossius ihr gegenüberstand. Er hatte der Königin einige lateinische Bücher gebracht.

„Ihr wißt, Vossius“, sagte sie, „wie sehr es mich betrübt, daß ich nicht mein ganzes Leben den Studien widmen kann. Wißt Ihr, was die schönste Leidenschaft ist, Vossius? Ich will es Euch sagen, mein Freund. Der Ehrgeiz ist es!“

„Der Ehrgeiz des wissenschaftlichen Strebens, Majestät?“ versetzte der Alte.

„Ja, Vossius, den meine ich! Kann es etwas Schöneres geben, als ihm sein Leben zu opfern?“

Die Königin schritt zu den Bücherständen und legte die beiden lateinischen Schriften auf ein Tischchen aus Ebenholz.

Plötzlich ertönte der langgezogene Ruf der Wache durch die Stille der Nacht: „Feuer! Feuer!“ Und aus den Fenstern gegenüber schlugen die Flammen.

„Feuer! Feuer!“ gellten jetzt viele Rufe über den Hof des Schlosses. Vossius trat hastig neben die Königin, die am Fenster stand.

Türen schlugen auf und zu, hastige Schritte jagten über den Boden, Stimmen schwirrten aufgeregt durcheinander.

„Nur Ruhe, Vossius“, sagte die Königin gefaßt, „folgt mir!“ Und eilig verließ sie den Raum.

Im Nebenzimmer stieß sie mit der Gräfin Sparre zusammen, die notdürftig bekleidet war.

„Kleide dich ruhig an, Ebba“, rief ihr die Königin im Vorbeigehen zu.

Saal um Saal durcheilte Christine. Keuchend folgte ihr Vossius. Unterwegs traf sie Offiziere der Wache, denen sie ihre Befehle gab.

„Die Staatskanzlei brennt, Majestät!“ rief ihr ein Hauptmann zu.

Nun läutete auch die Sturmglocke; immer mehr Wachen eilten herbei. Christine drang

bis zum Vorzimmer der Kanzlei vor. Der Hofmarschall bat sie dringend, sich nicht in Gefahr zu begeben, doch sie wehrte ab. Auch die Bitten des alten Vossius und der inzwischen herbeigeeilten Ebba Sparre richteten nichts aus. Christine blieb. Das Prasseln der Flammen wurde stärker, sie fraßen sich in das alte Gebälk. Es ächzte und stöhnte. Knatternd krachte das alte Holz auseinander. Die Tür wurde eingeschlagen, Wassereimer flogen von Hand zu Hand. Die Feuerleute drückten Tücher vor Mund und Nase und drangen vor. Die Königin befahl mit ruhiger Stimme, die Akten aus der Nähe des Feuers zu bringen. Erst als sie von einem heftigen Hustenkrampf gepackt wurde, verließ sie den verqualmten Raum. Ihr Kleid war schmutzig und verrußt. Auch in dieser Gefahr hatte sie Mut und Geistesgegenwart bewiesen.

Nach zwei Stunden war das Feuer gelöscht. Die Ursache des Brandes blieb unbekannt. Ein Gerücht wollte wissen, er sei von Bubenhand gelegt worden. Doch es blieb ein Gerücht.

Christines Vater hatte viele Ausländer nach Schweden gerufen. Der holländische Rechtsphilosoph Grotius wirkte als schwedischer Gesandter in Paris; der holländische Philologe Heinsius besorgte die Ankäufe für die wertvollen Kunstsammlungen der Königin; ihre

Bibliothekare waren Vossius und der Deutsche Freinsheim, den sie sehr schätzte und dem zu Liebe sie seiner Geburtsstadt Ulm an der Donau die Kriegskontributionen erließ. Ganz besonders verehrte sie Hermann Conring, Doktor der Medizin von der braunschweigischen Universität Helmstedt, der auch ein angesehener Jurist war und ihr bei schwierigen Rechtsgeschäften helfend zur Seite stand. An der Universität Upsala lehrten die Holsteiner Loccenius und Johann Scheffer aus Straßburg; Dr. Saumaise war aus Leiden gekommen. An den Hof gerufen wurden von ihr der französische Arzt Nandé, der Orientalist Bochart, der Theologe Huet und der Schleswiger Maibom. Ihre Korrespondenz mit Männern wie Ferrari, Gassendi, Ménage und Pascal war sehr rege.

Böse Zungen flüsterten bereits, sie habe die Geschichte ihres Landes vernachlässigt und beschäftige sich über Gebühr mit der Antike.

Als sie davon hörte, meinte sie lächelnd: „Ich habe soviel über mich ergehen lassen müssen, daß es darauf nicht mehr ankommt.“

Doch sie erhob bald darauf den schwedischen Dichter Stjernhjelm in den Adelsstand; sie hatte ihn schon früher nach Kräften gefördert und bewunderte seine Dichtungen.

Christine saß im Schein der Mittagssonne auf der Terrasse, von der aus der Blick weit über Hafan und Meer schweifen konnte.

Plötzlich hörte sie die Stimme eines Hofbeamten: „Seine Exzellenz, der französische Gesandte Chanut, bittet um Audienz, Majestät.“

Sie wandte den Kopf und erblickte einen eleganten, älteren, schwarzhaarigen Mann, aus dessen hellen Augen Scharfblick und Klugheit strahlten; er trug eine blaue Robe mit goldenen Knöpfen, Spitzen und Edelsteinen, und als er sich über die Hand der Königin beugte, leuchteten die Smaragden an seiner Rechten in einem Strahl der Sonne auf.

„Ich freue mich, den Gesandten Frankreichs begrüßen zu können“, sagte Christine und lehnte sich im Sessel zurück, um ihn genauer zu betrachten.

Sie blieben über zwei Stunden in angeregter Unterhaltung. Christine fand Chanut geistreich und von vollendeten Umgangsformen.

Sie gewöhnte sich bald an seine Besuche und besprach mit ihm vieles, was sie bewegte. So fragte sie ihn eines Tages, ob er glaube, daß ein Monarch gottgefällig leben könne.

Chanut neigte den Kopf, zog die Brauen hoch und sagte vorsichtig: „Majestät, diese Frage zu beantworten fühle ich mich zu schwach. Aber es könnte einen Menschen geben, der es vermöchte.“

„Wer ist das?“ fragte Christine.

„René Descartes, Majestät. Er ist mein persönlicher Freund.“

„Das wußte ich nicht.“

Sogleich stand ihr Entschluß fest, Descartes mußte nach Stockholm kommen. Sie bat Chanut, ihm zu schreiben und ihn in ihrem Namen nach Schweden einzuladen.

Die Königin wartete auf den jungen Grafen Tott. Lange hatte sie mit sich gekämpft, ob sie ihn kommen lassen solle, aber dann hatte die Begierde, ihn wiederzusehen, gesiegt.

Sie hatte des Nachts oft seine dunklen Augen vor sich zu sehen geglaubt, diese Augen, die sie an Fernando erinnerten, und der Schlag ihres Herzens war rascher gegangen.

Dazu kam, daß sie einen Brief aus Spanien erhalten hatte. Don Pimentel schrieb, daß er im nächsten Jahre Schweden noch einmal besuchen werde.

Christine las den Brief mehrmals, dann verschloß sie ihn liebevoll in die silberne Kasette. Es war ihr zumute gewesen, als hätte sie in der Fremde eine Botschaft aus der Heimat erhalten.

Der Heimat? War denn Schweden nicht ihre Heimat? Ja, sie liebte Schweden, sie liebte die schwedischen Menschen, sie achtete und ehrte die Taten der Ahnen, ihr Herz gehörte Schweden, aber ihre Seele sehnte sich nach dem Süden. Wer verstand ihr Herz? Wer kannte ihre Seele? Ihre Landsleute liebten vielleicht ihre Königin, aber sie verstanden sie nicht.

Claudius von Tott wurde gemeldet.

Er war ganz in weiß gekleidet, weiße Hosen, weißes Wams, verziert mit Goldbrokat. Er war schön wie eine antike Statue, und seine dunklen, feurigen Augen lagen fragend auf Christine, so daß sie etwas unsicher wurde.

Sein Schritt war fest und doch leicht, als ob in ihm die Schwere des Nordens sich mit der Beschwingtheit des Südens paare.

Ein verlegenes Schweigen griff Platz.

Die Erkundigungen, die Christine über den Grafen hatte einziehen lassen, meldeten das Beste. Er genoß den Ruf eines gefürchteten Kämpfers, zahlreich waren die Duelle, die er trotz dem Verbot der Königin ausgefochten hatte, und obwohl er erst siebenundzwanzig Jahre alt war.

Ist er nicht der gerade Gegensatz zu Magnus? dachte Christine.

Auch über seinen Charakter hatte sie nur Gutes gehört, er galt als ehrlich, offen, wahrheitsliebend und mutig.

„Ihr befandet Euch damals auf dem Schiff?“ sagte sie endlich.

„Ja, Majestät. Leider war ich während des gefährlichen Augenblickes unter Deck“, erwiderte er höflich mit seiner männlichen, ruhigen Stimme.

Christine lächelte. „Ihr meint, Ihr kamt zu spät, mich aus dem Wasser zu ziehen?“

„Ja, Majestät. Als ich, aufgeschreckt durch die Schreie, nach oben stürzte, befand sich Eure Majestät bereits wieder an Deck.“ Wenn er lächelte, zeigte er eine Reihe blitzender Zähne.

„Nur gut, daß Steinberg mir so rasch nachsprang“, meinte sie mit einem Anflug von Spott, „wer weiß, was sonst aus mir geworden wäre.“

„Der Graf Steinberg verdient höchste Anerkennung“, versetzte er schlicht.

Er gefiel Christine. Sie fand immer mehr Gefallen an diesem aufgeweckten Mann, den ihr ein gütiges Geschick in den Weg geführt hatte, und sie lud ihn ein, sie auf der Fahrt, die sie nach Gotland unternehmen wollte, zu begleiten.

Während die Sonne glühend am Horizont aufstieg, fuhr die „Svealand“ bei schwach aufkommender Brise langsam nach Süden.

Am Bug des Schiffes stand Christine. Sie atmete tief die Kühle des klaren Seewindes. Langsam hob und senkte sich die „Svealand“, dem Mann am Steuer gehorchend, der mit braungebrannten, harten Fäusten die Sprossen des Ruders umklammert hielt.

Graf Tott trat lächelnd zu der Königin. Seine Zähne blitzten. Das Sonnenlicht spielte in seinem blonden Haar. Wie ein junger Gott sieht er aus, dachte Christine. Angesichts des Meeres und dieses jungen, lebenskräftigen Mannes fühlte sie sich befreit von allen drückenden Erinnerungen.

„Ein wundervoller Morgen!“ rief sie Tott zu, der in ihr strahlendes Gesicht blickte, als wollte er sagen: Wie wunderschön bist du, Königin Christine! Sie standen nahe beieinander, die Augen nach Süden gerichtet, und schauten dem Spiel der Möwen zu, die das Schiff begleiteten. Die Segel knatterten im stärker aufkommenden Winde, die Rahen knirschten leise, der Leib des Schiffes bebte wie ein lebendes Wesen.

Oben auf der Brücke stand der Kapitän, wuchtig, breitbeinig, die Fäuste auf die Brüstung gestützt, und neben ihm zwei jüngere Offiziere, während sich am Heck die Mitglieder des Hofes unterhielten, unter ihnen auch der Leibarzt Dr. Bourdelot, der sich schnell in Schweden eingelebt hatte. Er war ein witziger Gesellschafter, musikalisch und literarisch gebildet, und verstand sogar, der Königin Ratschläge für den Küchenzettel zu geben.

Dem Arzt war es gelungen, die Seele der Königin wieder mit Heiterkeit zu füllen. Schon hatte er Neider, die Christine vorwarfen, sie vernachlässige die Staatsgeschäfte. Bourdelot stieß sich nicht daran. Er hatte Doktor Saumaise versprochen, der Königin ihr seelisches Gleichgewicht wiederzugeben, und er hatte sich geschworen, dieses Wort einzulösen.

Böse Zungen raunten sogar, er habe der Königin den jungen Tott zugeführt. Bourdelot freute sich, daß man ihm dies zutraute, und er

sah mit Befriedigung, daß Christine wieder Freude am Leben fand. Dem schwedischen Volke fehlte nach seiner Meinung ein gut Teil Lebensfreude, vor allen Dingen dem schwedischen Hofe. Er wollte sie in die Kälte des Nordens werfen, wie eine leuchtende Fackel!

Ein Gebiet gab es aber, das er nie berührte: die Religion! Er hütete sich, den Verdacht aufkommen zu lassen, er sei ein guter Katholik. Einmal darüber befragt, erwiderte er, daß er für Religion kein Verständnis habe.

Die „Svealand“ segelte bei günstigem Winde schneller gen Süden. Der Gischt hinter dem Heck zog sich wie eine lange schmale Straße durch die tänzelnden Wellen.

Als Bourdelot langsam nach dem Vorschiff ging, sah er Christine und den jungen Tott in angeregter Unterhaltung. Der Arzt lächelte pfiffig. Wenn ihn die Hofleute jetzt sehen könnten, darauf wettete er seinen Kopf, würden sie sagen: dieser Scharlatan Bourdelot sieht nach, wie seine Medizin wirkt!

Ja, seine Medizin hieß: Lebensfreude! Und daß er der Königin die richtige Medizin verordnet hatte, konnte ein Blinder sehen.

Plötzlich wandte sich Christine um, als fühle sie, daß sie beobachtet wurde.

„Ach, Bourdelot!“ rief sie und winkte ihm, näher zu kommen. Der Arzt verneigte sich lächelnd.

„Gefällt Euch das kühle Lüftchen, Doktor?“ fragte sie spöttisch, da er bei einem unerwarteten Windstoß rasch an seine Perücke griff. Schlagfertig erwiderte er: „Der Wind am Bug ist mir lieber als das Lüftchen am Heck, Majestät!“ Sie schlug mit ihrem Handschuh leicht auf seinen Arm und brach in ein Lachen aus, in das der junge Tott mit einstimmte. Schließlich lachten alle drei, so daß der eine Offizier auf der Brücke zu dem anderen sagte: „Sieh, die Königin hat ihr Lachen wiedergefunden!“

Die „Svealand“ machte jetzt bei steifem Wind rasche Fahrt; Bourdelot bemerkte, daß viele der verwöhnten Hofleute dem Gott des Meeres opferten und sich mit grünlichgelben Gesichtern unter Deck flüchteten. Doch die Königin blieb an der Spitze des Schiffes; sie stützte sich mit den Händen auf die Bordwand, hatte den Kopf in den Nacken geworfen, und der Wind zauste ihr blondes Haar.

„Majestät“, sagte Bourdelot, obwohl auch ihm nicht mehr ganz geheuer zumute war, „ich finde eine Seefahrt bekömmlicher als die Beschäftigung mit verstaubten Büchern.“

Christine erwiderte mit geschlossenen Augen: „Er hat recht. Aber alles zu seiner Zeit!“

„Dann schlage ich vor, daß Eure Majestät die Zeit so einteilen: fünf Stunden des Tages für Vergnügen, drei Stunden für Spaziergänge, dann und wann eine Seefahrt und . . .“

„Und die Staatsgeschäfte Staatsgeschäfte sein lassen!“ vollendete sie lachend den Satz.

„Wenn es möglich ist, ich hätte nichts dagegen, Majestät“, meinte der Arzt.

„Verordnen Sie mir eine Weltreise, Doktor!“ rief Christine heiter.

„Aber bitte, nicht ohne mich!“ verlangte Tott.

Die Königin lachte. „Gewiß nicht, Graf! Ihr dürft nicht fehlen!“

„Ein guter Einfall, Majestät, den ich begrüße“, warf Bourdelot ein und hielt seine Perücke fester; der Wind war so stark geworden, daß er den Puder aus ihr herausblies.

Als die Pagen das angerichtete Mahl meldeten, konnten nur die Königin, Tott, Bourdelot und zwei Marschälle daran teilnehmen. Alle anderen lagen unter Deck, unfähig, sich zu rühren, und verwünschten den schrecklichen Einfall der Königin.

Als sie bei Tische saßen, wurde gemeldet, daß ein Gewitter aufzog. Bourdelot legte sein Gesicht in Falten.

„Ich bin kein Freund derartiger Überraschungen, Majestät“, meinte er ergeben und leerte sein Glas.

Die Segel wurden gerefft; schon schlingerte die „Svealand“ unter den anrollenden Wellen.

Die Königin war mit Tott und Bourdelot an Deck gegangen. Wie sah der Himmel aus! Christines Augen leuchteten. Sie fürchtete nicht

die Gewalten der Natur. Hinter einer aschgrauen Decke stachen einige matte Sonnenstrahlen hervor, auf der aufgeregten Wasserfläche ballten sich weiße Wirbel. Der Wind hatte ganz nachgelassen, düstere Stille lag gefahrdrohend um das Schiff, leise knarrten die Rahen. Das Wasser gurgelte an der Bordwand.

Plötzlich schossen aus dem fahlen Aschgrau des Himmels gelbe Flammen, vor denen sich das Meer zu ducken schien. Ein dumpfes, anschwellendes und wieder abklingendes Rollen folgte, dann bäumte das Meer sich auf.

Die „Svealand“ wurde hinabgerissen und wieder in die Höhe geschleudert. Bourdelot, der an der Treppe stand, rutschte einige Stufen hinab. Die Königin hielt sich an einem Tau fest, während Tott vornüber taumelte und gerade noch Zeit hatte, sich an den Mast zu klammern.

Dann zischten die Brecher über Deck.

Tott stürzte zu der Königin und rief ihr zu, sie solle hinuntergehen. Aber Christine wollte das gewaltige Schauspiel genießen.

Das Schiff kam wieder langsam hoch, der Mast erzitterte, aber schon rasten neue Wellenberge heran.

Der Druck war so gewaltig, daß Christine losgerissen wurde und in die Arme des Grafen flog, der sie an sich riß und in das schützende Innere des Schiffes hinuntertrug.

Er sah ihre großen Augen dicht vor seinem Gesicht, er fühlte ihren Körper an dem seinen ruhen. Als sie unten angelangt waren, löste er langsam seine Arme von ihr. Christine erschauerte unter seiner Berührung.

Das Unwetter raste jetzt mit ungeheurer Gewalt, das Meer schien eins mit dem Himmel zu sein, dann wieder rissen Abgründe auf, dunkel, wie der Weg zur Hölle. Es war ein Brüllen, ein Toben, ein Stoßen, ein Schreien wie von Teufelsstimmen. Die aufgeregten Wasser prallten aufeinander, umschlangen sich und lösten sich wieder. Zischend fuhr ein Blitz vom nachtschwarzen Himmel dazwischen. Mit lautem Geknatter wurde das Sturmsegel losgerissen. Holz splitterte, das Schiff gehorchte nicht mehr dem Steuer. Unter Deck polterte alles durcheinander, Stühle zerbrachen, Tische kippten um, Kissen tanzten durch den Raum. Es war fast stockdunkel. Schreie gellten, Flüche wurden herausgeschrien. Nur eine war ruhig: die Königin Christine.

Sie schaute beinahe belustigt dem Treiben zu. Jetzt fühlte sie wieder, daß sie lebte! Ihr gegenüber stand der junge Tott. Sein Rock war zerissen, sein Hemd stand offen, wirr hingen ihm die Haare in die Stirn. Unverwandt blickte er auf die Königin, und sie sah ihn an. Immer noch fühlte sie seine Arme, seinen Körper. Sein Blick ruhte heiß auf ihrem weißen Hals. Sie empfand

ein Gefühl der Wonne, seine Blicke auf ihrem Körper zu spüren.

Die Königin preßte sich an die Wand. Ja, jetzt fühlte sie, daß sie lebte!

Vier Stunden raste der Sturm.

Niemand außer Christine und Tott glaubten noch an eine Rettung. Nur sie beide wußten, daß sie nicht untergehen konnten. Sie hatten noch das Leben vor sich, es gehörte ihnen, die ganze Welt gehörte ihnen.

Als der Sturm sich endlich legte, war von der Inneneinrichtung des Schiffes nur noch ein Trümmerhaufen übrig. Dazwischen lagen zuckende, halb bewußtlose Menschen, die erst nach und nach wieder ins Leben zurückfanden. Oben an Deck ragten nur die Stumpen der abgebrochenen Masten empor. Das Steuerruder war zerschlagen, die Brücke fortgerissen, zwei Mann der Besatzung hatten den Tod gefunden. Die Lage schien hoffnungslos. Niemand wußte, wohin der Sturm das Schiff verschlagen hatte. Erst nach Stunden konnte der Kapitän, der aus einer Stirnwunde blutete, der Königin melden, daß sie sich auf der Höhe von Nyköping befanden. Die „Svealand“ trieb langsam südwärts. Ein Notruder erwies sich als nicht imstande, die Fahrtrichtung des Schiffes zu beeinflussen. Nun kam auch die Schreckensbotschaft, daß alle Beiboote vom Sturm fortgerissen waren, so daß sich auch die Möglichkeit, vom Land Hilfe zu

holen, als trügerisch erwies. Die Hofleute überschütteten den Kapitän mit Vorwürfen, jedoch Christine beschwichtigte die Aufgeregten. Sie blieb ruhig und schlug vor, abzuwarten, wohin das Schiff treiben würde.

Ein Offizier meldete, daß in den untersten Raum Wasser eindringe. Die Königin gab Befehl, daß einige Herren des Hofes zusammen mit zwei Matrosen das Leck verstopfen, während die anderen das Wasser ausschöpfen sollten. Sie besah selber den Schaden. Es war ein ellenlanges Loch, durch das das Wasser mit starker Gewalt eindrang. Den vereinten Bemühungen gelang es, den Strom einzudämmen, doch mußten einige Männer weiter fortgesetzt schöpfen. Die Herren des Hofes waren empört, daß sie auf Befehl der Königin zu dieser Tätigkeit gezwungen wurden.

Als die Nacht hereinbrach, war weit und breit nichts zu hören als das Glucksen des Wassers und das Knarren der Planken. Völlig der Gewalt der Strömung preisgegeben, trieb das Schiff langsam weiter.

Im Westen sah man von Land her schwache Lichter. Am Himmel zogen schwarze Wolken gespenstisch dahin.

Frierend und schimpfend saßen die Hofleute, die nicht mit Wasserschöpfen beschäftigt waren, unter Deck. Christine stand neben Graf Tott am Heck und versuchte, in der Dunkelheit

etwas zu erkennen. Die Königin fühlte keine Müdigkeit. Sie lachte über die Herren des Hofes, die wie gerupfte Hühner aussahen, die Perücken herabgerissen, die Haare zerzaust, die Röcke zerfetzt, die Hosen durchlöchert, schmutzig und durchnäßt.

Plötzlich deutete Tott nach vorn und sagte gedämpft: „Ein Licht, Majestät!“

„Wo?“ fragte Christine.

Es war sogleich wieder verschwunden, aber Tott hatte es deutlich gesehen; es war ein flackerndes, hin und her tanzendes Licht gewesen.

„Ihr habt Euch wohl getäuscht, Graf“, meinte die Königin und warf einen Blick auf ihren Begleiter. Ihre Augen trafen sich. Wie schön er ist, dachte Christine. Wie schön sie ist, dachte Tott.

„Ihr wart sehr besorgt um mich, Graf“, sagte die Königin, die Stille unterbrechend, und blickte zur Seite.

„Ich tat, was meine Pflicht war, Majestät“, versetzte er leise und preßte die Rechte gegen das regenfeuchte Holz der Bordwand.

Ja, er liebte Christine! Er hatte sie schon früher geliebt, heimlich, still, verborgen.

Die Königin fragte: „Möchtet Ihr mit mir fahren, Graf Tott, um die ganze Welt?“

Sie hörte die Stimme des jungen Grafen: „Majestät, wenn ich je einen Wunsch gehabt

habe, so war es der, mit Eurer Majestät um die ganze Welt fahren zu dürfen!“

Er griff nach ihrer Hand und preßte sie an die Lippen. Sie wehrte ihm nicht, und auch als er sie in seine Arme nahm, widersetzte sie sich mit keiner Bewegung. Langsam legte sie ihre Arme um seinen Hals.

Als die fahle Dämmerung den nahenden Morgen ankündigte, lag Gotland vor den Augen des Wachhabenden.

In kurzer Zeit war alles auf den Beinen. In geringer Entfernung vor dem Schiff breitete sich die flache Küste der grünen, bewaldeten Insel aus. Wie von einem magischen Steuer gelenkt, trieb die „Svealand“ auf das Ziel der Reise zu. Der Kapitän traf alle Vorsichtsmaßregeln, weil damit zu rechnen war, daß das Schiff auflief. Die Strömung war schwach, das Meer spiegelglatt.

Erwartungsvolle Stille lag über dem Schiff. Plötzlich unterbrachen die Glocken von Gotland das Schweigen. Die Schiffbrüchigen knieten nieder zum Gebet und dankten Gott für ihre wunderbare Errettung.

Leise knirschte der Sand unter dem Kiel der „Svealand“. Sie neigte sich leicht nach Backbord, machte eine kleine Wendung, trieb noch eine kurze Strecke weiter und lag dann fest. Kaum hundert Fuß entfernt stieg das Land aus

dem Meer. Ein Matrose sprang herab und stellte fest, daß das Wasser nur bis an die Brust reichte.

Der junge Graf trug seine Königin durch das Meer; die Hofleute folgten. Es war ein kühles Morgenbad, aber alle atmeten auf, als ihr Fuß wieder festen Boden fühlte.

Der alte Bischof von Wisby kam gerade von der Messe und schritt über den Hof, an dessen anderem Ende die Kirche stand, als das hohe, reich verzierte goldene Tor geöffnet wurde und zwei Boten erschienen. Sie knieten vor dem Bischof nieder und meldeten, daß die Königin Christine von Schweden als Schiffbrüchige am Nordstrand der Insel gelandet sei.

„Die Königin als Schiffbrüchige?“ fragte der Bischof erschrocken und befahl sofort, Kutschen zu schicken, um die Königin und die Hofleute abholen zu lassen.

Kurze Zeit später jagten die Wagen nach Norden, vorbei an den rauschenden Wäldern, den grünen Wiesen und Feldern, über denen die Sonne lag.

Staub wirbelte auf unter klappernden Hufen.

Alle fanden Platz in den vier Wagen, die eilig wieder zurückfahren, nachdem sie die Gestrandeten aufgenommen hatten. Neben Christine hatte Bourdelot Platz gefunden; ihr gegenüber saß Graf Tott. Sie blickte ihn an, und

beide lächelten einander zu. Bourdelot nickte unmerklich. Die Königin war auf dem besten Wege, die alte Lebensfreude wiederzugewinnen.

Spät am Tage, als das Nachtmahl vorüber war, die Grillen ihre Nachtmusik zirpten, und die Frösche ihr vielstimmiges Konzert begannen, schritten Christine und Graf Tott in den Wald hinaus. Ihre Herzen waren voll Glück.

Groß stand die Scheibe des Vollmondes über der im dunklen Grün träumenden Landschaft, Bäume und Wiesen mit ihrem weißen Licht übergießend. Das Meer rauschte vom nahen Strand seine einförmige Melodie.

Zwei märchenhafte Tage vergingen mit Fahrten und Ritten durch Wald und Flur.

Christine war wie verwandelt; alles Schwere schien von ihr gewichen, so frei und ungebunden fühlte sie sich.

Als es sich zeigte, daß die „Svealand“ nicht mehr flott zu machen war, wurde ein Schiff des Bischofs seeklar gemacht, um die hohen Gäste wieder nach Stockholm zu bringen, denn Christine erwartete das Eintreffen des Philosophen René Descartes.

Obwohl sie im Augenblick wenig Lust zur Wissenschaft hatte, schien es ihr ungehörig, von der Hauptstadt abwesend zu sein, wenn Des-

cartes eintraf, denn er war ja auf ihre Einladung nach Schweden gekommen.

Bourdelot versuchte mehrmals, Christine zu bewegen, wenigstens noch eine Woche auf der Insel zu verweilen, aber sie erwiderte: „Gäste läßt man nicht warten, Doktor!“ und wohl oder übel mußte er sich fügen.

Als Gotland ihren Blicken entschwand, stand Christine mit Claudius Tott am Heck des kleinen Schiffes und sah mit Wehmut im Herzen das Eiland langsam im Meer verschwinden.

### XIII

Descartes war bereits einen Tag vor der Rückkehr der Königin in Stockholm eingetroffen. Er war der durch Chanut übermittelten Einladung gern gefolgt. Christines Gunst erstrebte er nicht für sich, sondern für seine kluge Freundin und Schülerin Elisabeth von der Pfalz, eine Tochter des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, der im Anfang des Dreißigjährigen Krieges eine kurze, tragische Rolle gespielt hatte, und der Elisabeth Stuart, der Tochter des englischen Königs.

Elisabeth war eine stille, ernste Schönheit, deren ebenmäßige Züge von glänzendem, tief-schwarzem Haar eingerahmt wurden. Es schien, als lebten in ihr alle Reize ihrer Ahnfrau Maria Stuart noch einmal auf. Nach dem Unglück ihrer Eltern hatte Elisabeth neuen Glauben und Trost in der Philosophie gefunden. Descartes hoffte, daß die Gunst Christines seine Schülerin aus einer Umgebung, die ihr kein Verständnis entgegenbrachte, erlösen möchte. Aber der große Philosoph war ein schlechter Menschenkenner. Als Christine ihn zum erstenmal sah, konnte sie ihre Erregung kaum verbergen. Doch als Descartes voreilig auf Elisabeth zu sprechen kam und der Königin zu verstehen gab, daß es

ihn freuen würde, die gelehrte Pfälzerin in der Gnade Ihrer Majestät zu wissen, und sogar hinzufügte, er hoffe, Ihre Majestät würde die Fürstin Elisabeth an den schwedischen Hof rufen, da schwieg Christine.

Sie wußte wohl, daß die Tochter des Winterkönigs eine Freundin des Philosophen war, aber das ehrgeizige und eifersüchtige Herz der Königin widersetzte sich. „Ich werde es überdenken“, erwiderte sie kühl.

Trotz dieser Enttäuschung für den Philosophen vergingen die nächsten Tage, zum großen Ärger Bourdelots, damit, daß Christine sich täglich drei Stunden mit Descartes über wissenschaftliche und philosophische Probleme unterhielt. Aber Claudius Tott hatte keinen Grund, der Königin zu grollen, denn er durfte sie jeden Abend besuchen.

Christine fühlte bald, obwohl sie eine große Zuneigung zu dem jungen Grafen gefaßt hatte, daß er nicht imstande war, ihr Fernando zu ersetzen. Gewiß hatte sie das nicht erhofft, aber im Herzen den Wunsch gehegt, noch einmal einen Menschen zu finden, der es verstand, sie so zu beglücken wie der Spanier.

Um diese Zeit wurden noch zwei andere Gelehrte erwartet, die Herren Meibom und Naudé, die auf Grund ihres Wissens von der antiken Gesangs- und Tanzkunst eine Einladung der Königin erhalten hatten. Als Bourdelot da-

von erfuhr, machte er der Königin Vorhaltungen und betonte, Ihre Majestät bedürfe leichter Abwechslung, keinesfalls aber so schwer verdaulicher Genüsse. Auf Christines kurze Ablehnung gab er eine so zynische Antwort, daß sie ihn einfach stehen ließ. Eine Blutwelle des Zorns überflutete sein Gesicht, und er schwur sich, die beiden Gelehrten zum Gespött des Hofes zu machen.

Die Königin ritt jeden Morgen mit Claudius Tott. Da der Graf ein guter Reiter war, kam die Königin jedesmal ziemlich erschöpft heim, was den Arzt so verdroß, daß er eines Tages den Grafen unter vier Augen ersuchte, Ihre Majestät lieber auf angenehmere und weniger anstrengende Art zu unterhalten.

„Ich gebe mir die größte Mühe, Doktor“, entgegnete Tott, „aber wenn Ihre Majestät befiehlt, muß ich gehorchen. Ihr kennt doch den Willen der Königin!“

„Habt Ihr keinen eigenen, Graf?“ fragte der Arzt boshaft.

„Ja, aber nicht am Morgen, Doktor“, erwiderte Tott.

„Dann bitte ich Euch, des Nachts nicht soviel von Eurem Willen zu verbrauchen, daß für den Tag noch etwas übrigbleibt.“

Und ehe Tott etwas erwidern konnte, eilte Bourdelot mit knapper Verbeugung davon.

„Ein überheblicher Kerl“, dachte Tott und hieb mit der Reitgerte durch die Luft.

Christine teilte die folgenden Wochen ihre Zeit zwischen Studien, Staatsgeschäften und Liebe. Bourdelots Eifer gelang es nicht, die Königin auf das Gebiet der Liebe allein zu beschränken.

Mittlerweile waren Naudé und Meibom am Hofe eingetroffen. Christine empfing beide Herren sehr freundlich und unterhielt sich lange mit ihnen. Das ärgerte Doktor Bourdelot dermaßen, daß er eine ganze Nacht damit verbrachte, einen Racheplan zu ersinnen.

Am nächsten Morgen nach der Visite bei der Königin fragte er beinahe demütig: „Majestät, darf ich mir einen Vorschlag erlauben, der mir heute nacht gekommen ist, als ich über die Probleme der antiken Tanzkunst nachdachte?“

Die Königin sah ihren Leibarzt erstaunt an.

„Doktor Bourdelot befaßt sich mit antiker Tanzkunst?“ sagte sie ungläubig.

„Allerdings, Majestät. Ich habe bereits in Frankreich dieses besondere Phänomen der Antike studiert.“

„Warum habt Ihr davon nicht schon früher erzählt?“ rief Christine erfreut.

„Majestät, ich bleibe mit meinem geringen Wissen gern im Hintergrund“, versetzte er, und ein spöttisches Lächeln huschte über sein durchtriebenes Gesicht.

„Und was für einen Vorschlag hat der Doktor Bourdelot zu unterbreiten?“ fragte die Königin, die es nicht bemerkt hatte.

„Majestät, wäre es nicht verdienstlich für die Wissenschaft, wenn die Herren Naudé und Meibom die Tänze der Alten vor Eurer Majestät demonstrieren würden?“ sagte er ernst.

„Ja, Ihr habt recht!“ Christine war von dem Vorschlag begeistert und erhob sich schnell. „Das muß unbedingt geschehen!“

„Vielleicht im Rahmen eines kleinen Hoffestes, Majestät?“ schlug der Arzt vor.

Die Königin stimmte bei und setzte sich sofort an den Schreibtisch, um einen Plan für die Festlichkeit zu entwerfen.

Schon eine Stunde nach dieser Unterredung standen die beiden Gelehrten vor der Königin und vernahmten staunend und mit schlecht verhohlenen Entsetzen, daß ihre Majestät verlangte, sie sollten in eigener Person die antike Gesangs- und Tanzkunst vor ihr demonstrieren.

Meibom wollte schüchtern Einwände machen, aber die Königin hatte schon den Entwurf ergriffen und las vor, wie sie sich die Vorstellung gedacht hatte. Nun wagten die Gelehrten nicht mehr zu widersprechen, denn sie kannten die Unbeugsamkeit der Königin.

Drei Tage später fand das Hoffest statt. Alle hervorragenden Persönlichkeiten waren geladen, unter ihnen der französische Gesandte Chanut,

der Reichskanzler Axel Oxenstjerna, der russische Gesandte mit seinem Gefolge, alle Hofdamen und viele Professoren der schwedischen Universitäten. Auch Graf Tott und René Descartes fehlten nicht.

Nach einem Vortrag der Königin über antike Tanz- und Gesangskunst und einer kurzen Einführung Naudés spielte die Hofkapelle auf. Dann ermöglichte eine kleine Pause den beiden Gelehrten, altgriechische Tracht anzulegen. Bourdelot lehnte mit Unschuldsmiene an einer Säule.

Auf ein Zeichen Christines öffnete sich die mittlere, zweiteilige Flügeltür, und vor den erstaunten Augen der Gesellschaft erschienen zwei dürre, gebeugte Gestalten in griechischem Kostüm, die nach den Klängen der antiken Musik mit seltsam verrenkten Gliedern hereintanzten. Graf Tott konnte nicht mehr an sich halten und platzte heraus. Einige Damen und jüngere Herren stimmten in sein Gelächter ein.

Bourdelot versuchte, sich zu beherrschen, aber als Naudé seine dürren behaarten Beine emporwarf, strauchelte und beinahe ausglitt, während Meibom mit greulich quietschender Stimme zu singen versuchte, was an das Winseln eines getretenen Hündchens erinnerte, war es um die Haltung der Zuschauer geschehen.

Tott taumelte förmlich zurück, von einem Lachkrampf geschüttelt. Der russische Gesandte preßte sein Spitzentuch vor den verzerrten

Mund, während sein dickes Gesicht puterrot anschwell. Auch die Königin war am Ende ihrer Kräfte. Sie erhob sich, winkte der Kapelle aufzuhören und verließ eiligen Schrittes den Saal. Als sie an Bourdelot vorbeikam und sein von unterdrücktem Lachen verzogenes Gesicht sah, wurde ihr klar, wem sie dies zu verdanken hatte. Sie warf ihm einen halb belustigten, halb wütenden Blick zu.

Als sie später den Arzt zu sich rufen ließ, hatte er sich so in der Gewalt, daß er auf die Vorwürfe der Königin entschieden versicherte, er habe mit seinem Vorschlag nur die antike Tanzkunst fördern wollen.

Um sich an Bourdelot zu rächen, bestellte Christine jeden Morgen um fünf Uhr Descartes in die Bibliothek und ließ sich von ihm in der Philosophie unterrichten. Aber schon wenige Wochen darauf begann sie wieder, die Ratschläge des Arztes zu befolgen, zumal auch Graf Tott drängte, die Königin solle sich mehr schonen. Sie legte die Bücher beiseite und vertrieb sich die Zeit mit Tanz, Gesang, Spiel und Musik. Zu Fernandos Zeit hatte sie auf Bücher und Studien verzichtet, weil sie verliebt war. Jetzt tat sie es, um ihre Lebensgier zu befriedigen.

Früher hatten sich die Hofleute aufgeregt, weil Christirte zu viel studierte, nun paßte es

ihnen nicht, daß sie die Ratschläge Bourdelots allzu willig in die Tat umsetzte. Sie nannten den Arzt einen unwissenden und unverschämten Scharlatan.

Doch Bourdelot triumphierte. So wollte er die Königin haben! Jetzt endlich war sie auf dem Wege, gesund zu werden. Wie ein Hexenmeister stand er mit übereinandergeschlagenen Armen dabei, wenn die Königin Federball spielte und fand sich in ihrem Musiksalon ein, wo sie mit den jungen Herren des Hofes scherzte. Spät nachts noch war Graf Tott in den Gemächern Christines zu finden. Alles ging, wie der Arzt es wünschte. Jetzt hielt er die Fäden in der Hand, die Puppen tanzten nach seinem Willen, er entwarf die Pläne zu den Festen, arrangierte nach langen Besprechungen mit der Königin alle Vergnügen und führte Maskeraden ein, bei denen die Königin in holländischer Tracht erschien. Sie freute sich ihres Daseins. Ein Rausch hatte von ihr Besitz ergriffen, selbst Ebba Sparre erkannte ihre Königin nicht wieder, und als Karl Gustav endlich einmal einer Einladung zu einem Hoffest Folge leistete, konnte er es nicht fassen, daß die lachende, fröhliche, ausgelassene Frau seine geliebte Base, die Königin Christine sei.

„Er hat die Königin verhext, der verfluchte Katholik!“ flüsterten die Schranzen und blickten sich gehässig nach Bourdelot um, wenn er über-

legen, mit einem spöttischen Lächeln auf den schmalen Lippen, dem bunten Treiben der Feste zuschaute. In einem großen Ballett trat die Königin selber als Nymphe Amarantha auf und stiftete danach den Amaranthenorden, dessen Dekoration ein Schmuckstück in Form des Buchstaben A aus reinem Golde war, das an einem roten Bande getragen wurde. Dieser Orden wurde nur an unverheiratete Herren und Damen verliehen, die sich zur Treue gegenüber der Königin verpflichten mußten; dafür genossen sie den Vorzug, einmal in der Woche ihre Gäste zu sein. Es war nur eine Spielerei. Die Feste verschlangen natürlich Unsummen. Die Mittel für dringende Aufgaben mußten dahinter zurückstehen.

## XIV

Der Herbst war ins Land gekommen. Die Bäume verloren ihre Blätter, und die Sonne ließ lange auf sich warten, bis sie mattgolden über der bräunlich gefärbten Erde aufstieg.

Eines Mittags ging ein Schiff, das die spanische Flagge zeigte, im Hafen von Stockholm vor Anker. Schon zwei Stunden darauf stand Don Antonio Pimentel vor der Königin. Er hatte sich kaum verändert, aber er bemerkte mit Erstaunen, daß die Königin übernächtigt aussah. An Stelle der früheren Frische war eine Tünche getreten. Ihre Lebensfreude schien nicht aus dem Herzen zu kommen.

In Pimentels Begleitung befand sich der besondere Königliche Gesandte Raimund Montecucoli, ein General, der ebenso wie Don Antonio von Christine herzlich empfangen wurde. Beide Herren erhielten den Amaranthenorden, den sie dankend, wenn auch verwundert in Empfang nahmen.

Raimund Montecucoli sollte im Auftrag des spanischen Monarchen noch einmal um die Hand Christines für seinen Sohn anhalten, doch als er erfuhr, daß Christine ihr Wort gegeben hatte, Karl Gustav zu ehelichen oder keinen, sah er ein, daß damit sein Auftrag hinfällig war.

Christine aber bereute jetzt ihr Versprechen. Hätte sie sich nicht gebunden, so meinte sie, wäre sie dem Angebot des spanischen Monarchen gefolgt, denn mit dem Erscheinen Pimentels lebten alle Erinnerungen wieder auf. Was sollten ihr all die Feste? Wieder tönten lockend und verheißungsvoll die Stimmen des Südens herüber.

Doktor Bourdelot trat ein. Christine schaute auf.

„Nein, ich brauche Euch nicht, Doktor, heute nicht. Ich fühle mich gesund. Geht!“

Hart sagte er: „Vergessen Majestät heute abend nicht das Concert d’amour.“

Christine rührte sich nicht. Verfolgten sie seine grauen Augen noch durch das Holz der Tür? „Was ist das für ein Mensch?“ sagte sie laut, raffte sich auf und floh in ihr Boudoir.

Sinnlos schien ihr plötzlich ihr Leben während der letzten Wochen, diese krampfhaft Gier nach äußerlichem Frohsinn. Hatte ihr Fernando seine Landsleute gesandt, um sie zur rechten Zeit warnend zur Besinnung, zur Einkehr zu rufen? Weinend sank sie in die Kissen.

Als Graf Tott später Christine abholen wollte, fand er sie völlig verändert vor. Auf seine Fragen, ob sie sich nicht wohl fühle, antwortete sie nicht. Endlich erhob sie sich, blickte ihn wie einen Fremden an und sagte: „Graf Tott, ich erkenne Euch zum Oberkammerherrn

und Reichsrat und danke Euch für Eure Dienste.“

Als er wagte, sie um Aufklärung zu bitten, erwiderte sie hart: „Fragt nicht. Laßt mich allein.“

Er ging benommen.

Was ist geschehen? fragte er sich, als er die langen Gänge durchschritt. Plötzlich stand Bourdelot vor ihm.

Tott sah auf. „Ich bin zum Oberkammerherrn und Reichsrat ernannt, Doktor. Versteht Ihr das?“ sagte er.

Der Arzt erwiderte: „Ein spanisches Grab hat sich geöffnet, Graf. Versucht das zu begreifen.“

„Ich versuche lieber nichts zu begreifen“, entgegnete Tott gelassen. „Die Anordnungen meiner Königin sind mir Befehl.“

Kurz grüßend schritt er den Gang hinunter.

Von diesem Tage an hatte Bourdelot keine Gewalt mehr über die Königin. Christine widmete sich mehr denn je ihren wissenschaftlichen Studien, und es kam sogar zuweilen vor, daß sie dem Reichsrat fern blieb und den Kanzler nach seinem Gutdünken schalten ließ.

Streng war der Winter in diesem Jahr. Graue Schneewolken trieben ruhelos am Himmel, kaum schimmerte ein Sonnenstrahl auf die froststarre Erde. Descartes hatte sich vorgenommen, seinen Aufenthalt bis zum kom-

menden Sommer auszudehnen, doch das ungewohnte Klima des Nordens untergrub seine Gesundheit, zumal die Königin ihn auch an kalten Wintertagen früh um fünf Uhr zu sich rufen ließ. Er erkrankte schwer. Bourdelot stellte eine Lungenentzündung fest. Christine drang in ihn, alles zu tun, um den großen Gelehrten zu retten. Auch der Gesandte Chanut weilte am Lager des Kranken. Aber weder die Kunst Bourdelots noch die der schwedischen Ärzte, die Christine beorderte, konnten das Leben des Philosophen verlängern.

Fassungslos stand Christine am Totenbett des verehrten Mannes. Sie wollte keinen Menschen um sich sehen und lehnte jeden Trost ab.

Descartes hatte der Königin ein ihr völlig neues Bild des Katholizismus gegeben. Die Darlegungen des Philosophen hatten tiefen Eindruck auf Christine gemacht, denn wenn Descartes es sagte, so meinte sie, konnte die katholische Religion nicht nur aus Aberglauben, Heuchelei und Betrug bestehen.

Sie äußerte ihre Zweifel zu Doktor Matthiä, der sie entsetzt anstarrte. „Trachten wir danach, gute Lutheraner zu sein, Königin!“ antwortete er hart.

Tief aufatmend erwiderte sie: „Am Dasein Gottes habe ich nie gezweifelt, Bischof, aber nur eine der verschiedenen Ansichten über die göttlichen Dinge ist wahr. Doch können auch

alle unrichtig sein. Ich zweifle fast, daß der Wille Gottes einen Kult zu seiner Verehrung gebietet . . .“

Ähnlich hatte sie schon früher gesprochen, aber nicht mit der Bestimmtheit, die jetzt in ihren Worten lag.

Auch mit Chanut unterhielt sie sich über die Fragen, die sie bewegten. Sie sagte zu ihm: „Ich habe schon in frühester Kindheit gelernt, alles schweigend hinzunehmen. Aber ich bin kritischer, als man annimmt.“

Dann schwieg sie in Gedanken.

Chanut erwiderte leise: „Glaubt mir, Königin, die allein seligmachende Religion auf Erden ist die katholische. Sie gibt jedem Menschen das Seine.“

Christine dachte an die Gespräche, die sie mit Doktor Matthiä über den Katholizismus geführt hatte. Er verteidigte den Protestantismus, Chanut als guter Katholik den Katholizismus. Wer von beiden war im Recht? Matthiä strebte danach, nicht nur die protestantischen Richtungen zu vereinen, sondern alle christlichen Bekenntnisse zusammenzuschließen. Damit vermochte er wohl Christine eine Zeitlang zu begeistern, aber er vermochte nicht, die orthodoxe Lutheranerin aus ihr zu machen, die Schweden wünschte. Christine verfolgte wach das Verhalten der Geistlichkeit, die im Gegensatz zu den Lehren des Bischofs Matthiä stand.

Auch die Leiden, die die Reformierten zu erdulden hatten, machten sie mißtrauisch gegen die Kirche ihres Landes.

Sie sehnte sich nach einem Glauben, dem sie mit ganzer Seele anhängen konnte. Noch dachte sie nicht daran, die Religion Schwedens zu verleugnen, obwohl ihr eine feste Bindung an sie fehlte und sie noch immer nach dem Christentum in seiner reinsten Form suchte.

Je mehr sie zweifelte, desto mehr befaßte sie sich mit theologischen Studien, las nächtelang in der Bibel und blätterte aufmerksam in den ältesten Schriften der Kirche. Sie wollte die letzten Geheimnisse der Gottheit ergründen, sie wollte die Mysterien des Glaubens durchforschen. War die Religion nur eine Selbsttäuschung der Menschen?

Und der Zwiespalt riß an ihrem Herzen und nahm ihr die Ruhe.

„Der Süden ist katholisch“, dachte sie. „Liebe ich den Süden? Ja, ich liebe ihn!“

Und wieder erschien ihr der alte, majestätische Mann auf seinem goldenen Thron und streckte die Hände nach ihr aus. Deutlicher sah sie ihn diesmal als je zuvor. Was bedeutete das? War es ein Zeichen, das der Himmel ihr schickte?

Am Morgen entschloß sie sich, Chanut von ihrem Traume zu erzählen. Sie sehnte sich, mit

katholischen Theologen darüber zu sprechen, aber sie hatte ja nicht die Möglichkeit dazu. Doch im Frühjahr ging ihr Wunsch in Erfüllung.

Als die Märzsonne ihre Strahlen auf die schwedische Erde warf, erschien der Jesuit Macedo in Stockholm. Er trug nicht die hier verhaßte Kutte und kam im Auftrag des erkrankten portugiesischen Gesandten.

Der Königin schien es eine Fügung des Himmels, daß dieser Mann zu ihr gesandt wurde. Nun konnte sie endlich alle Fragen stellen, mit denen sie sich trug. War hinter diesem Glauben wirklich nichts als Streben nach weltlicher Macht verborgen, wie behauptet wurde?

Macedo erwiderte: „Majestät, sehet hin gen England und Japan. Hunderte und Tausende meiner Brüder lassen für ihren wahren Glauben dort ihr Leben. Ist das Politik?“

Die Königin schwieg. Nein, das war keine Politik. Es war allein der Glaube, der diese Menschen aufrecht durch die Pforte des Todes gehen ließ.

Als Macedo wieder abreiste, bat sie ihn, nach Rom zu dem Ordensgeneral Piccolomini zu fahren, damit er ihr einen Pater schickte, mit dem sie disputieren könne. Macedo versprach es voller Freude. In Rom jedoch stellte er fest, daß der Ordensgeneral nicht mehr am Leben war. Er berichtete dem Pater Goswin Nickel, einem Deutschen, ausführlich, der den Staats-

sekretär Chigi zu Rate zog, da er glaubte, eine Sache von so großer Bedeutung nicht allein entscheiden zu dürfen.

Nach einigen Monaten trafen zwei Reisende, italienische Edelleute, in Stockholm ein und wurden von Christine empfangen. Es waren die Patres Alexander de Malines und Paul Casati, Professoren in Turin und Rom. Die Besprechungen mußten mit größter Vorsicht geführt werden, denn niemand in Schweden durfte davon erfahren.

Nach mehreren Unterredungen erklärte Christine: „Ich glaube nicht, daß ich jemals katholisch werde. Es tut mir leid, aber mein Entschluß steht fest.“ Sie musterte die erschrockenen Gesichter der Gelehrten, die glaubten, Christine schon bekehrt zu haben. Ein feines Lächeln lag auf ihren Zügen. Dann erhob sie sich, grüßte und bat die Herren für den nächsten Tag zu einer neuen Unterredung.

Später ritt die Königin mit Tott durch die Wälder zum Mälarsee. Sie hatte den Grafen während der letzten Wochen kaum gesehen und spürte, wie seine Nähe ihr wohltat.

Er beklagte sich bitter, daß sie keine Zeit mehr für ihn fände. Womit habe er das verdient?

„Viel lastet auf mir, Claudius“, erwiderte sie, „das mußt du verstehen . . .“

Am nächsten Morgen begrüßte die Königin die Italiener mit den Worten: „Was würdet Ihr dazu sagen, wenn ich geneigter wäre, den katholischen Glauben anzunehmen, als es gestern schien?“

Wieder waren die beiden Gelehrten keines Wortes fähig. Hatte die Königin sie nur prüfen wollen? Wie sollten sie diese Frage sonst verstehen? Was bedeutete das?

Plötzlich fragte Christine: „Ist es gestattet, im geheimen katholisch zu werden und einmal im Jahre öffentlich das Abendmahl nach lutherischem Ritus zu empfangen?“

Erschrocken sahen sich die Sendboten der Kurie an. Spielte die Königin mit ihnen? Das war ja beinahe Betrug!

Endlich faßte sich de Malines und versetzte zögernd: „Majestät, man kann mit seinem Glauben nicht Versteck spielen. Das ist gefährlich für das Heil der Seele.“ Und Casati fügte hinzu: „Es hieße Gott beleidigen, wenn Eure Majestät sich vor der Öffentlichkeit einer Religion beugten, die Eure Majestät selbst als falsch erkannt haben.“

Christine senkte langsam das Haupt und flüsterte: „Dann muß ich der Krone entsagen.“

Doch im selben Augenblick, da sie diese Worte gesprochen hatte, hob sie den Blick. Entsetzen lag in ihm. Was hatte sie gesagt? Die Krone niederlegen? Das Ungeheure war ausgesprochen!

Ihre Hände zitterten. Sie verließ rasch den Raum.

Nein, leichten Herzens gab sie den Thron nicht preis. War es wirklich ihr Ernst, daß sie den Thron ihrer Väter verlassen und außer Landes gehen wollte, einem ungewissen Schicksal entgegen? So fragte sie sich immer wieder. Aber die Antwort, die ihr Herz klopfte, klang wie ein „Ja“!

Trug sie sich nicht schon lange mit all diesen Gedanken? Es war doch keine Eingebung des Augenblicks! Wie würde sie ihr Leben in Zukunft gestalten können? Der Katholikin konnte die Heimat keinen Platz mehr bieten. Sollte sie nach Rom gehen? Oder nach Spanien? Nach Frankreich? O, sie war so einsam! Keinen Menschen hatte sie, mit dem sie sich aussprechen konnte. Solange sie nicht festen Fuß im Ausland gefaßt hatte, durfte niemand in Schweden von ihren Absichten erfahren. Oder . . . Bourdelot? Wie kam sie gerade auf ihn? Er war Franzose. Er mußte Verständnis haben für ihre Pläne. Sollte sie es wagen? Leibhaft stand das spöttische Gesicht des Arztes vor ihr, dessen dämonische Züge ihr immer wieder eine unbestimmbare Furcht einflößten. Sie mußte sich unter den Schutz eines katholischen Monarchen begeben. „Philipp von Spanien!“ sagte sie laut vor sich hin. Und als hätten diese drei Worte ihr Erlösung gebracht, atmete sie befreit auf.

Rasch eilte sie in das Nebengemach, wo Casati und de Malines warteten.

Hier standen ja ihre Freunde, die Männer, mit denen sie über alles sprechen konnte! Ja, es gab nur einen Weg, den geraden Weg! Sie wollte die Krone opfern!

„Ich bin bereit!“ sagte sie.

Die beiden Männer verneigten sich tief vor der Königin.

„Ich habe mich entschlossen, Schweden zu verlassen“, fuhr sie fort, und ihre Stimme wurde lauter, als wolle sie sich selbst Mut zureden. „Ich hoffe, daß König Philipp von Spanien mir seinen Schutz gewähren wird. Seid Ihr bereit, für mich nach Spanien zu gehen, mit einer Botschaft an König Philipp?“

De Malines verbeugte sich. „Meine Königin befiehlt, ich gehorche“, sagte er.

„Folgt mir in mein Geheimkabinett“, bat die Königin. „Euch bitte ich, mit Rom zu verhandeln“, fügt sie, an Casati gewandt, hinzu.

Noch an demselben Abend empfing sie Bourdelot.

Der Arzt hatte längst gemerkt, daß er bei der Königin nicht mehr in Ansehen stand. Deshalb sagte er nach der förmlichen Begrüßung sogleich: „Majestät, ich bitte, meinen Abschied einreichen zu dürfen.“

„Weshalb, Doktor?“ fragte Christine erstaunt.

Er kniff die Lider zusammen und entgegnete: „Majestät, ich habe die Absicht, meinen Beruf zu wechseln.“

Er trat dicht neben sie. Sie wagte nicht, seinem Blick auszuweichen. Sie sah in seine grauen Augen. Verschwand sein Gesicht? Löste sein Körper sich auf in Nebel? Hingen nur diese grauen Augen allein im Raume? Sie wich zurück. Da stand er wieder leibhaftig vor ihr, und sie vernahm seine Stimme, die einen anderen Klang hatte als sonst: „Königin, ich bin der Freuden dieses Lebens überdrüssig. Ich trete in den geistlichen Stand ein . . .“

Christine verharrte regungslos. Was hatte er da gesagt? Ungläubig starrte sie ihn an. War es möglich, daß er etwas ahnte? Konnte er in ihrem Herzen lesen? Gebot er über magische Gewalten?

„Majestät“, fuhr Bourdelot fort, „mein Entschluß steht schon seit Monaten fest. Ich habe das Beste gewollt für Eure Majestät, was man auch behaupten mag. Ich werde Eurer Majestät stets mit Rat und Tat zur Seite stehen, wenn Eure Majestät meiner bedürfen. Aber ich bitte jetzt um meinen Abschied.“ Und leiser: „Wenn Eure Majestät etwa einen Auftrag für mich haben . . .?“

War er ihr doch ergeben? Sollte sie sich auch seiner Hilfe versichern? Es konnte nichts

schaden, auch in Frankreich einen Rückhalt zu haben.

„Ich danke Euch, Bourdelot“, sagte sie endlich, „Ihr könnt gehen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß ich Eure Dienste noch in Anspruch nehme.“

Er erwiderte: „Eure Majestät werden in mir immer einen treuergebenen Diener finden und – einen guten Katholiken!“

Es vergingen noch Wochen, ehe Christine wagte, sich dem Arzt anzuvertrauen. Wenige Tage vor seiner Abreise ließ sie ihn zu sich rufen. Es war Abend. Im Hafen lag das Schiff, das ihn nach Frankreich bringen sollte.

Nach zwei Stunden war Bourdelot von Christine mit einem Geheimauftrag betraut. Er gestand der Königin, daß er seit dem Tage seines Abschiedsgesuches gewußt habe, daß sie überzutreten beabsichtige.

Bourdelot verließ Schweden reich beschenkt.

In Frankreich trat er in den geistlichen Stand. Erst jetzt fühlte sich Christine seiner sicher. Aber in Schweden selbst hütete sie ihr Geheimnis und verbarg ihre wahre Gesinnung unter der Maske der Freigeisterei. Beim Gottesdienst langweilte sie sich offensichtlich, las in einem Buch und hustete laut, um ihr Mißfallen über die Länge der Predigt auszudrücken. Als der Landgraf von Hessen-Eschwege, mit dem sie ver-

wandt war, überzutreten beabsichtigte, schrieb sie ihm auf die Bitte Karl Gustavs sogar einen Brief, in dem sie ihn auf die Minderung seines Ansehens aufmerksam machte, die dieser Schritt zur Folge haben werde.

Bourdelot schrieb ihr, sie solle sich gelegentlich als Freigeist bekennen, damit niemand ihre Absicht errate. Und wieder befolgte sie die Ratschläge des Arztes, der auch aus der Ferne eine unheimliche Gewalt über sie ausübte.

Nachts fuhr sie oft aus dem Schlafe auf, wenn die dumpfen Schläge der alten Riddarholmskirche die Stunden anzeigten, tastete nach dem Licht und ging im Schein der flackernden Kerzen unruhig auf und ab, bis der Morgen fahl über Stockholm aufzog. Dann stand sie am Fenster; ihr Blick schweifte über den Mälarsee, dessen Wasser sich an zahllosen Klippen und Inseln vorbei einen Weg zum Meere bahnten, haftete auf dem reißenden Norrström mit seiner Granitbrücke, glitt über den Salzsee und verweilte auf der Insel Riddarholmen mit der Riddarholmskirche.

Der durchbrochene Eisenturm ragte, ein gewaltiges Mahnmal, gen Himmel. Darunter schlief der große König, ihr Vater. Würde auch sie einst hier ihre letzte Ruhe finden?

Sie blickte nach Süden, und ihre Sehnsucht flog dem ewigen Frühling entgegen, der dort auf sie zu warten schien. Dort verdüsterten

nicht gespenstische Schatten die Sonne, keine gewaltigen Winterstürme rasten dort über die frostgepeinigte Erde, dort war das Leben leicht und voll Sonne, Glanz und Jubel . . .

Die Königinmutter weilte seit einigen Tagen wieder in Stockholm, um am Grabe des unvergeßlichen Gatten zu beten. Wochen und Monate hatte sie in Gripsholm verbracht, einsam, verlassen, der Verzweiflung nahe. Als Gerüchte über die zunehmende religiöse Gleichgültigkeit der jungen Königin zu ihr drangen, beschloß Eleonore, nach Stockholm zu fahren.

Aber Christine hütete sich, die Maske fallen zu lassen. Auf alle Ermahnungen der Mutter erwiderte sie gleichmütig: „Ich glaube an Gott, man soll nicht mehr von mir verlangen.“

## XV

Das Jahr 1651 war gekommen. Eines Morgens, als Christine mit dem Grafen Tott ausritt, hielt sie an einer Stelle des Mälarsees, wo Hünengräber und verwitterte Runensteine von großer Vergangenheit erzählten, das Pferd an. Sie wollte sprechen, aber ein Druck lastete auf ihrer Kehle. Sie sah die tausend Inseln im See, Björkö, wo die Anfänge des nordischen Christentums aufgesprossen waren, wo der Heilige Ansgar zum ersten Male im Norden das Christentum gepredigt hatte. Damals gehörte Schweden zum Erzbistum Bremen-Hamburg. Erst im Jahre 1164 erhielt es einen eigenen Erzbischof, der später nach Upsala übersiedelte, wo vom dreizehnten bis zum fünfzehnten Jahrhundert die mächtige Domkirche erbaut wurde. Auch heute noch war die Stadt der Sitz der höchsten kirchlichen Behörden.

„Majestät?“ vernahm sie die Stimme des Grafen. Sie riß sich aus ihren Träumereien und versuchte zu lächeln.

„Was bewegt dich, Christine?“ fragte er und tastete nach ihrer Hand, die sie ihm nicht entzog.

„Ich möchte fort“, entgegnete sie leise, „weit fort!“

„Wohin?“ fragte er und drückte ihre Hand, als fürchte er, sie zu verlieren.

„Ich muß Schweden verlassen, Claudius . . .“

Er bemerkte, daß ihre Augen angstvoll blickten; es lag kein Leuchten mehr in ihnen, doch versteckte Angst vor einem Ungewissen, das ihr zu drohen schien. Er beugte sich vor und sagte: „Vertraue dich mir an, Christine, ich bitte dich.“

Die Königin richtete sich auf. Ihr Gesicht war unbeweglich. Sie erwiderte: „Du sollst es wissen, Claudius: ich entsage dem Thron und gehe nach dem Süden. Ich muß dem Thron entsagen, für alle Zeiten und in alle Ewigkeit, denn ich trete über zum katholischen Glauben.“

Des Grafen Hand löste sich von der ihren, die Farbe wich aus seinem Gesicht, seine Augen starrten ungläubig-schreckhaft.

Die Königin blickte ihn an.

„Ja, es ist mein fester Entschluß, Claudius“, wiederholte sie, „ein Entschluß, mit dem ich mich schon lange trage. Ich bin eine schwache Frau. Für Schweden ist es besser, wenn Karl Gustav bald den Thron besteigt. Mir fehlt die feste Hand, um Land und Volk zu regieren. Meine Seele sehnt sich nach dem Süden, Claudius. Suche zu verstehen, was ich dir sage . . .“

„Das ist . . . das ist unfaçbar!“ stammelte er.

Christine dachte an Gotland, an die Seereise, an die Nächte auf der stillen, verträumten Insel mit dem efeubewachsenen Bischofspalast, an die

ersten Stunden, da sie einander gefunden und geliebt hatten. Ihr Herz krampfte sich zusammen. Sie riß sich empor. Nein, sie durfte nicht schwach werden, sie mußte den Weg gehen, der vor ihr lag . . .

Sie griff rasch nach der Hand des Grafen und zog sie an sich.

„Sag', daß du mich verstehst, sag', daß du alles begreifst!“ Wie ein Flehen klangen die Worte.

Als Tott sie anblickte, bemerkte er, daß Tränen in ihren Augen schimmerten. Sie erschien ihm so hilflos, daß er sie hätte in seine Arme nehmen mögen, um sie zu trösten. Dennoch vermochte er in seiner einfachen Geradheit nicht zu fassen, daß die stolze Gustavstochter ihr Land verlassen, dem Throne entsagen und Katholikin werden wollte.

„Komm, laß uns heimreiten“, sagte Christine. „Ich weiß, daß du mich verstanden hast, ich danke dir.“

Sie ritten schweigend zurück.

Im Schloßhof sagte die Königin, als der Graf ihr beim Absteigen die Hand reichte, leise noch einmal: „Ich weiß, daß du alles verstehst, Claudius. Ich werde dem Reichsrat noch heute meinen Entschluß verkünden. Den Entschluß abzudanken. Sonst nichts. Du verstehst mich, Claudius . . .“

Die Königin hatte günstige Nachrichten von Macedo aus Rom erhalten. Auch de Malines und Casati schrieben ihr, daß sie auf den Schutz, um den sie nachgesucht habe, rechnen könne. Deshalb hatte sie sich entschlossen, ihren Thronverzicht zu verkünden.

Als der Reichsrat versammelt war und Christine den Saal betrat, spiegelte sich Erwartung auf allen Gesichtern. Eine außerordentliche Sitzung des Reichsrates fand selten statt, also wollte die Königin wohl etwas Wichtiges verkünden. Tiefe Stille lag über dem Saal.

Christine nahm Platz. Sie war äußerlich ruhig. Ihre Augen glitten langsam über die ernsten Gesichter der Versammelten. Die Stille war beklemmend. Das Schweigen der Königin war unheilrohend.

Endlich hob sie den Kopf. Sie sah über die Männer hinweg. Ihre Stimme war auffallend leise, als sie zu sprechen begann: „Nach reiflicher Überlegung habe ich mich entschlossen, schon jetzt die Krone meinem Nachfolger zu übergeben, um das Reich und den Frieden meiner Völker zu sichern.“

Hier machte sie eine Pause, als lausche sie ihren Worten, die in dem großen Raume nachhallten. Als sie verklungen waren und alles still blieb, fuhr sie mutiger fort: „Wie man weiß, bin ich gewillt, nie eine Ehe einzugehen. Der Thronfolger wird den Wunsch des schwedischen Volkes

erfüllen, er wird sich vermählen und damit die Nation von der Furcht vor dem drohenden Unheil befreien, das eine Königswahl zu begleiten pflegt.“

Ihre Stimme zitterte ein wenig, denn sie bemerkte, daß ein Ausdruck namenlosen Entsetzens sich auf dem Gesicht des alten Kanzlers malte. Er machte eine Gebärde, als wolle er vorstürzen, um sie zu verhindern, weiterzureden. Der Reichsdrost, Peter Brahe, wollte ihm zuvorkommen. Er machte einen Schritt auf die Königin zu, hob die Hände und öffnete den Mund, aber er konnte kein Wort hervorbringen; sein Blick und der des Kanzlers trafen sich. Nun kam Bewegung in die Reihen der Räte. Es schien Christine, als rollten ungeheure Wellen, die sie zu verschlingen drohten, gegen sie an.

Endlich fand die allgemeine Bestürzung Worte. Der Reichskanzler und der Reichsdrost riefen fast zugleich, daß sie nie einen Herrscher anerkennen würden, solange die Königin am Leben sei.

„Meine Königin!“ rief der greise Oxenstjerna, „ich habe dem großen König, Eurem Vater, mein Wort gegeben, Euch, seiner Tochter, das Reich zu erhalten. Sagt, daß es nicht wahr ist, was wir aus Eurem Munde vernahmen! Sagt, daß wir uns getäuscht, daß wir falsch gehört haben!“

Alle riefen durcheinander. Aber Christine schwieg. Sie sah die ängstlichen Gebärden, das

Erstaunen in den Augen der Männer. Ein Frösteln überlief sie.

Oxenstjerna, der nicht weit von ihr stand, erhob bittend die Hände und fuhr fort: „Königin, wir danken Euch für alles, was Ihr getan habt, wir danken Euch aus vollem Herzen, aber wir bitten Euch, bedenkt, daß dem Lande der Friede und die Blüte nicht erhalten werden können, wenn Ihr die Führung niederlegt! Auch wissen wir, daß Prinz Karl entschlossen ist, die Regierung nicht zu übernehmen, solange Eure Majestät leben . . .“

Die Räte drängten näher. Oxenstjerna hob die Stimme und rief: „Alle Würdenträger, meine Königin, werden ihre Ämter niederlegen! Alles, was aufgebaut wurde unter der segensreichen Herrschaft Eurer Majestät wird zerfallen!“

Beifälliges Gemurmeln erhob sich. Der Reichsdrost trat vor und sagte mit tiefer Stimme: „Vergebung, meine Königin, gestattet mir die Frage, ob Unzufriedenheit gegen Euer Volk in Eurem Herzen wohnt? Wir werden alles tun, Eure Größe und Euer Ansehen zu bewahren!“ Und der verwachsene Schatzmeister drängte sich an die Seite des Drostes und rief: „Wir werden alle Schulden der Krone übernehmen, meine Königin!“

Endlich blickte die Königin in die Gesichter der Männer, die sie so oft gesehen hatte. Sie

sah Tränen in ihren Augen. Auch Oxenstjerna weinte, als er wieder die Stimme erhob und sagte: „Meine Königin, gedenkt der Liebe, die wir alle zu Euch hegen. Gedenkt der Liebe Eures Volkes, gedenkt des namenlosen Leides, dem Ihr ein Ende bereitet habt . . .“

Seine Worte gingen in dem allgemeinen Taumel der Begeisterung unter, der nun losbrach. Christine fühlte, daß die Rührung sie überwältigte. Heiß rann es über ihre Wangen.

Sie hob die Hand und stand auf. Schweigen senkte sich auf die Versammlung herab.

„Euer Wunsch und Wille geschehe“, sagte die Königin so leise, daß ihre Worte kaum zu verstehen waren.

Dann verließ sie eiligen Schrittes den Saal.

Am Abend dieses Tages erhielt Christine durch Eilkurier einen Brief Bourdelots. Der Arzt ermahnte sie darin zur Vorsicht und schrieb, er hoffe, sie bald wiedersehen zu dürfen, denn er nehme an, daß ihr Weg sie über Frankreich führen werde, wenn die Zeit gekommen sei, da sie ihren Entschluß verwirklichen könne.

Christine ließ die Hand, die den Brief hielt, sinken. Stumm blickte sie vor sich hin, ratloser und verzweifelter denn je. Sie hatte den Bitten der Reichsräte nicht widerstehen können. Nun haderte sie mit sich selber ob ihrer Schwäche. Unruhig ging sie auf und ab.

Graf Tott war ihr aus der Sitzung des Rates in ihre Gemächer gefolgt. Auch er hatte ihr zugeredet, die Krone nicht zu opfern; er sei inzwischen auf einen Ausweg verfallen: sie könnte doch zum katholischen Glauben im geheimen oder auch offen übertreten, wenn sie es wolle. Aber das war ja unmöglich. Der gute Claudius! Wie rührend besorgt er war!

Sie betrachtete den Brief Bourdelots. „Mein Gott, mein Gott, was soll ich tun?“ fragte sie und rang ihre Hände. Sie wußte keine Antwort darauf.

Im Februar des Jahres 1654 ließ Christine den Reichsrat in Upsala zusammenrufen und verkündete wieder ihren Entschluß, abzudanken, der diesmal endgültig und unwiderruflich sei.

Sie blieb fest. Weder Tränen noch Bitten konnten sie umstimmen. Sie hatte wochenlang mit sich gekämpft, gebetet und gefastet, sie hatte alles getan, sich zu feien gegen die Anfechtungen der Schwäche und des Wankelmutes. Auf alle Fragen und Antworten erwiderte sie, sie bitte die Herren nicht um ihre Meinung, sondern um ihren Beistand, damit ihr Vetter bald in die Lage gesetzt werde, die Regierung zu übernehmen. Sie verlange, daß die Stände im Frühjahr zum Reichstag zusammenträten, damit auch von ihrer Seite der Abdankung förmlich zugestimmt werde. Wieder setzten Oxenstjerna

und der Reichsdrost Brahe all ihre Überredungskünste ein, aber es war umsonst. Oxenstjerna erklärte, er könne Karl Gustav nicht als König anerkennen, und Brahe rief wütend, nur ein Schuft habe der Königin diesen unseligen Plan eingegeben. Christine entgegnete: „Es wird auch Leute geben, die sich darüber freuen, Reichsdrost!“ Sie dachte an den Grafen Magnus de la Gardie. Als man weiter in sie drang, ihre wahren Gründe zu nennen, meinte sie: „Die werdet Ihr noch zeitig genug erfahren.“

Als sie in Stockholm eintraf, bereute sie nicht ihren Entschluß. Dort fand sie einen Brief Chanuts vor, der jetzt Gesandter in Den Haag war und sie beschwor, nicht der Krone zu entsagen.

Die Königin setzte sogleich eine Antwort auf.

„Ihr wißt“, schrieb sie, „daß ich schon früher die Abdankung erwogen habe, und wenn ich mich nicht täusche, brachte ich dies auch Euch gegenüber zum Ausdruck. Ich kann Euch versichern, daß mich dieser Gedanke schon seit acht Jahren bewegt. Ich habe alle meine Handlungen auf dieses Ziel gerichtet. Um den Beifall der Welt kümmere ich mich nicht, jeder mag urteilen, wie es ihm gut dünkt. Diese Freiheit will ich niemandem nehmen. Es wird nur wenige geben, die mich wohlwollend beurteilen, und ich hoffe, mich nicht zu täuschen, wenn ich

glaube, daß Ihr zu diesen wenigen gehören werdet. Die anderen Menschen kennen weder meine Seele noch meine Gründe, und ich habe mich selten zu jemandem ausgesprochen, außer zu einem Freund, der schon lange heimgegangen ist in das ewige Reich. Meine Zeit will ich nun dazu verwenden, um mein vergangenes Leben zu prüfen, meine Fehler zu erkennen und mich zu bessern. Viel Freude bereitet es mir, daß ich weiß, ich habe nach besten Kräften Gutes getan und schonungslos das Böse bekämpft. Ich habe die Erhaltung des Staates jeder anderen Rücksicht vorgezogen. Lebt wohl, mein Freund, gedenkt zuweilen meiner, wie auch ich Euer gedenke. Gott möge geben, daß wir uns wiedersehen.“

Aber im Grunde ihres Herzens liebte sie die Macht. Wenn sie an die Zukunft dachte, zweifelte sie, wie sich die Regierung verhalten werde, wenn sie übergetreten sei. Ob sie ihre Einkünfte behielte? Diese Sorge bedrückte sie mehr, als sie früher geglaubt hatte.

„Was hast du getan, Christine?“ fragte Claudius Tott, als er nach der Sitzung des Reichsrates zu ihr kam.

„Was ich tun mußte“, antwortete sie ruhig. Er machte ihr Vorwürfe.

„Geh doch hin, sag alles, was du weißt!“ rief sie. „Geh! Starre mich nicht so an! Ich bin in deiner Gewalt. Tu, was dir recht scheint.“

„Christine!“ sagte er begütigend und griff nach ihrer Hand.

Sie entzog sie ihm nicht, aber ihre Augen funkelten so wild, daß er verstummte.

„Ich glaube, wir haben uns nichts mehr zu sagen, Christine“, meinte er nach einer Weile. „Wie ich darüber denke, weißt du. Aber ich habe kein Recht, dich zurückzuhalten. Möge Gott dich führen und leiten auf allen deinen Wegen . . .“

Der neue englische Gesandte, Lord Whitelocke, ein Mitkämpfer Cromwells, war in Schweden eingetroffen. Christine erteilte ihm im Schloß zu Upsala Audienz. Ihr zur Seite standen die Damen des Hofes, Edelleute und Reichsräte. Das Gesicht der Königin schien blasser als sonst, ihre Augen waren matt von Schwermut. Als der Lord, schwarz gekleidet nach puritanischem Brauch, den Saal betrat, stand sie auf, ging ihm entgegen und nahm nach Männerart ihre kleine schwarze Samtmütze ab. Whitelocke stutzte. So hatte er sich die Königin nicht vorgestellt. Sie war einfach in Grau gekleidet und zeigte eine vornehme, würdige Haltung. Während er seine Ansprache hielt, beobachtete sie ihn aufmerksam.

Whitelocke hatte den Auftrag, die englisch-schwedischen Beziehungen zu vertiefen. Aber Christine glaubte ebensowenig wie ihr Kanzler

an den Bestand der Dinge in Britannien. Sie zog es deshalb vor, sich mit dem Gesandten über religiöse Fragen zu unterhalten.

„Es wurde mir erzählt, daß viele Eurer Offiziere mit ihren Soldaten beten und ihnen predigen?“ erkundigte sie sich.

„Gewiß, Majestät“, entgegnete er. „Während die Feinde plünderten und Gott lästerten, stärkte sich das Heer des Lordprotektors im Gebet.“

„Und wo lernten die Offiziere der Puritaner zu predigen?“

„Von einem Großen, der Eurer Majestät nahesteht“, erwiderte er.

Fragend sah sie ihn an.

„Von Eurem hohen Vater“, erklärte er, „der bei seiner Landung in Deutschland Gott auf den Knien dankte und sein Volk mit Worten aus der Schrift ermahnte!“

Christine senkte das Haupt. Ja, sie war die Tochter des großen Königs, der ausgezogen war, den Protestanten beizustehen gegen die Katholiken. War sie eine Verräterin? Aber sie erinnerte sich, einst der Mutter gesagt zu haben, daß der Vater sie begreifen würde.

In der Nacht darauf quälten sie böse Träume. Spukgestalten mit grauenvoll verzerrten Mäulern starrten sie an. Sie umstanden ihr Bett, ihre Augäpfel leuchteten grünlich wie fauliges Holz

in der Dunkelheit unter schwarzen Kapuzen hervor. Sie hielten Kerzen in den krallenartigen Fingern. Waffen klirrten, das schwere Gepolter von Gepanzerten dröhnte durch die Gänge, Türen flogen auf, ein kalter Windstoß ließ die Decke ihres Bettes aufflattern, und im Türrahmen stand die hohe Gestalt Gustav Adolfs. Er hob sein Schwert und hieb mit einem einzigen Schlage die Köpfe der Schemen ab. Aber ein höhnisches Lachen durchgellte den Raum, an den Fenstern tauchten die Köpfe wieder auf, und so sehr der König sich auch mühte, sie abzuschlagen, immer wieder waren sie da und grinsten ihn höhnisch an.

Christine erwachte und läutete nach Ebba.

Wieder vergingen Tage und Wochen. Karl Gustav war von dem Vorhaben Christines unterrichtet worden, doch er ließ sich nicht im Schloß blicken. Daheim wanderte er ruhelos auf und ab. Immer weiter hatte sich Christine in den vergangenen Jahren von ihm entfernt. Er hatte sie nicht mehr verstanden. Seine Liebe zu ihr war erloschen. Als ihr Gatte hatte er die Macht mit ihr teilen wollen, nun strebte er danach, sie allein auszuüben. Nur ein Gedanke bewegte ihn: Wann tritt sie zurück? Er würde Schweder besser zu regieren wissen! Er sehnte sich danach, dieses Land zu beherrschen, aber er bezwang sich, seine geheimen Wünsche laut werden zu

lassen. Er wußte, wieviel Gegner er hatte. Er mußte warten, bis das Land ihn rief . . .

Eines Morgens empfing Christine Lord White-  
locke in ihrem Schlafgemach, was eine besondere  
Auszeichnung bedeutete. Nach einer gleichgül-  
tigen Unterhaltung teilte sie ihm unvermittelt  
ihren Entschluß mit, abzudanken, und fragte  
ihn, ob er schon davon gehört habe.

Der Lord erwiderte: „Gewiß, Eure Majestät.  
Doch ich erlaube mir, die Bitte und Hoffnung  
auszusprechen, daß Eure Majestät anderen Sinnes  
werden möge, und bin vermessen genug, mir  
die Frage zu erlauben: Welcher Grund hat Eure  
Majestät dazu veranlaßt?“

Christine erwiderte: „Weil ich eine Frau bin,  
also ungeeignet zum Regieren. Die Sorgen der  
Krone wiegen nicht die stillen Freuden jener  
Zufriedenheit auf, die ein Leben fern der Macht  
zu gewähren vermag. Auch zwingt mich die  
Liebe zu meinem Volke, ihm einen besseren  
Herrscher zu geben als ich bin.“

„Majestät, Gott hat Euch mit diesem Amt  
betraut. Handelt nicht gegen ihn, den zu ehren  
unser aller Pflicht ist. Ich bin fast sicher, Eure  
Majestät sind arglistig überredet worden, Euch  
Eurer Rechte zu begeben.“

„Es ist mein eigener, freier Wille“, versetzte  
sie. „Mein Vetter ist geeigneter für die Regie-

rung als ich, und je früher er sie antritt, desto besser für das Land.“

Aber Whitelocke machte Christine auf die Folgen des Verzichtes aufmerksam und riet ihr, die Güter, aus denen sie ihr Einkommen bezog, zu behalten. Mahnend sagte er: „Bedenkt, Majestät, es können Notzeiten kommen, Unvorhergesehenes kann eintreten, was dann?“

Sie versetzte gleichgültig: „Ich kann auch genügsam sein, Mylord.“

„Leicht gesagt, Majestät. Jetzt seid Ihr die Herrscherin über Eure Völker, Eurem Wort gehorchen alle Untertanen. Aber wenn Eure Majestät die Macht von sich geworfen haben, werden alle, die Euch jetzt schmeicheln, leicht geneigt sein, Euch zu beschimpfen und zu verhöhnen.“

Sie lehnte den Kopf zurück und meinte: „Das ist der Lauf der Welt. Ich erwarte nichts anderes.“

Whitelocke schüttelte sein Haupt. „Diese Antwort ist ein Beweis dafür, wie hoch Eure Majestät über anderen Frauen und auch über den meisten Männern steht. Aber vielleicht ist es gut, wenn Ihr bei Eurem Vorsatz beharrt, Schweden bald zu verlassen, denn niemand weiß, welche Pläne gegen die Freiheit Eurer Majestät geschmiedet werden . . .“

Sie sah auf. Hatte er schon davon gehört, daß sie übertreten wollte? Aber sie wagte nicht, ihn zu fragen.

Von nun an wurde Christine noch vorsichtiger.

Im April kam ein Handelsvertrag mit England zum Abschluß. Der Lord bat die Königin, den ersten Mai nach englischer Sitte mit ihm zu feiern. Christine sagte zu. Als sie zusammen mit Claudius Tott erschien, war sie in bester Laune, denn sie hatte wieder günstigste Nachrichten von Macedo erhalten. Bald würde sie frei sein!

Als Whitelocke nach Britannien zurückkehrte, erhielt er von Christine ihr Bild in einem diamantenbesetzten Rahmen.

Die Königinmutter war außer sich, als sie von dem Entschluß Christines erfuhr. Die alte Frau konnte es nicht fassen, daß ihre stolze Tochter dem Thron zu entsagen gedachte. Doch sie machte ihr keine Vorwürfe. Nur ihre von vielem Weinen müden Augen blickten stumm und verzweifelt. Beim Abschied sagte sie: „Bete, daß Gott dir verzeihen möge.“ Christine erwiderte nichts.

Sie konnte ihre Ungeduld nicht mehr bezähmen, bekümmerte sich nicht mehr um die Regierung und weigerte sich sogar, ausländische Gesandte zu empfangen. Nur um sich Spanien noch mehr zu verpflichten, ließ sie dem Ge-

sandten von Portugal mitteilen, daß sie den Herzog von Braganza nicht als König von Portugal anerkenne, da dieser Titel dem spanischen Monarchen zukomme. Prinz Karl aber ließ dem Gesandten mitteilen, daß er selbstverständlich den neuen König von Portugal anerkennen werde.

Dann kam der Tag, da der Reichstag in Upsala eröffnet wurde. Beklemmende Stille lag über dem Saal. Der alte Oxenstjerna weigerte sich, den Entschluß der Thronentsagung zu verkünden, und erklärte, dies verstieße gegen den Eid, den er Gustav Adolf geleistet habe. Christine mußte unvorbereitet reden, aber sie faßte sich rasch und bat mit kurzen, eindringlichen Worten die Stände, als Anerkennung für die zehnjährige friedliche Arbeit der Königin ihre Zustimmung zur Abdankung zu geben.

Nach langem Schweigen trat endlich ein Vertreter der Bauern vor, verneigte sich unbeholfen und sprach: „Meine Königin, es tut uns weh, zu hören, daß Ihr uns verlassen wollt, die wir Euch so herzlich lieben. Ihr seid die Königin Schwedens. Werdet Ihr je wieder ein so stolzes Reich erhalten? Gott hat Euch die Krone gegeben. Gebt nicht zurück, was Gott Euch verliehen hat. Wir wollen Euch helfen, so gut wir können, Eure Bürde zu tragen. Euer Vater war ein großer König, ein guter König, ein gerechter König, und wir haben ihm gehorcht und ihn geliebt,

solange er lebte. Ihr seid sein Kind, und Ihr habt uns gut regiert. Wir lieben Euch von ganzem Herzen. Solange Ihr lebt, wollen wir nicht von Euch lassen. Darum bitte ich Euch, meine Königin, verlaßt uns nicht, damit wir nicht unglücklich werden.“

Der alte Bauer sank in die Knie, und Tränen rannen über sein faltiges Gesicht. Christine erhob sich und streckte dem Manne die Hand hin. Sie war keines Wortes fähig.

„Heil der Königin Christine!“ riefen bewegte Stimmen. Aber Christine wußte, daß es für sie kein Zurück mehr gab. Noch einmal glitten ihre Augen durch den Saal, dann nickte sie den Männern zu und verließ langsam den Raum.

Im Schloß bat der Bischof Matthiä sie um eine Audienz. Sie erschrak heftig. Was wollte der Bischof von ihr? Hatte er etwas erfahren...? Seine Augen ruhten fragend und vorwurfsvoll zugleich auf ihr. Aber er sagte nur, er sei gekommen, ihre Majestät zu bitten, von ihrem Entschluß abzustehen. Sie atmete erleichtert auf und bat ihn, Platz zu nehmen. Sie liebte ihren alten Lehrer, den sie in den letzten Monaten kaum gesehen hatte. Als er sich verabschiedete, fühlte sie sich beschämt, denn es kam ihr zum Bewußtsein, daß sie alle, die sie liebten, belog.

Der Akt der Entsagung fand am sechzehnten Juni 1654 statt. Die Urkunden wurden im

Reichsrat von der Königin und dem Prinzen Karl unterzeichnet. Sie behielt sich die Einkünfte bestimmter Ländereien vor, wozu der Prinz ausdrücklich seine Zustimmung erteilte.

Im Saal hatten sich die Gesandten, die Stände und der Hof eingefunden.

Die Königin trug an diesem Tage mit besonderer Würde den blauen, hermelingefütterten Mantel, der mit goldenen Krönchen bestickt war.

Die Urkunden wurden noch einmal verlesen. Dann hob Christine die Hand, und die dazu bestellten Edelleute traten an sie heran, um ihr die Reichsinsignien abzunehmen. Der Reichsdrost hatte das Amt, Christine die Krone vom Haupte zu lösen, doch er vermochte es nicht, so daß die Königin sich die Krone selbst abnehmen mußte.

Es war keiner in dem großen Saal, der seine Rührung hätte verbergen können. Gerade in dem Augenblick, da Christine sich der Krone entledigte, brach die Sonne hervor.

Dann hob Christine wieder die Hand.

Sie sprach von ihrer friedlichen Regierungszeit, erinnerte an ihren großen Vater und dankte für die Treue, die man ihr bewiesen hatte; sie lobte die Vorzüge des Thronfolgers und ermahnte alle, ihm treu zu dienen. Dann entband sie alle Räte ihres Eides.

Darauf wandte sie sich dem Thronfolger zu und ermahnte den Prinzen, sich der Könige zu

erinnern, die einst auf dem Throne Schwedens gesessen hatten; sie sei überzeugt, daß er alle Tugenden eines bedeutenden Fürsten besitze. Sie danke ihm, daß er bereit sei, die Regierung zu ergreifen, und bat ihn, ihre Freunde gut zu behandeln und auf das Wohl ihrer Mutter bedacht zu sein.

Karl Gustav stand bewegungslos, die Hände auf den Griff seines Schwertes gestützt, und neigte, als sie geendet hatte, leicht sein Haupt zum Dank.

Als Christine durch den Saal schritt, vorbei an allen den erschüttert Schweigenden, da bemächtigte sich aller eine tiefe Rührung, sie sanken auf die Knie, Schluchzen ertönte, Hände streckten sich ihr entgegen. Kaum hatte sie den Raum verlassen, da stürzten sich die Menschen auf den Königsmantel, den sie abgelegt hatte, und zerrissen ihn, damit jedem ein Stückchen der Erinnerung an diese Stunde bleibe.

Am Abend dieses Tages nahm Christine gemeinsam mit dem neuen König und den Räten an der großen Tafel teil. Der Krönung war sie ferngeblieben. Sie verabschiedete sich von jedem der Räte, für jeden hatte sie ein gutes und liebes Wort.

Dann aber suchte sie allein das Grabgewölbe der schwedischen Könige auf. Kerzen flackerten in silbernen Leuchtern und warfen Schatten an die glatten Steinwände.

Hinter Christine wartete Aage.

Gedämpft sagte er: „Das Volk weint, meine Königin . . .“

Christine schwieg. Sie kniete nieder und faltete die Hände. Ihr ganzes Leben zog an ihr vorbei. Alle Freude, alles Leid durchlebte sie noch einmal. „Ich gab, o Herr, meine Krone, damit ich dereinst die Krone des Himmels empfangen“, flüsterte sie, „du aber gibst mir den Frieden . . .“

Die Brustpanzer der Wache klirrten, als Christine von Schweden an ihr vorüberschritt. Draußen unter dem nächtlichen Sternenhimmel blieb sie an einem Pfeiler stehen und atmete in tiefen Zügen die reine Luft. Nun hatte sie Abschied genommen von der Stätte, wo unter dem Marmor die Ehre Schwedens schlummerte. Langsam ging sie zu dem wartenden Wagen, vor dem die Apfelschimmel unruhig scharrt. Der Schlag fiel zu, der Wagen rollte hinein in die sternenklare Nacht . . .

## XVI

Der Tag der Abreise war gekommen.

Kein Stern leuchtete am Abendhimmel, Regen und drohende Dunkelheit lagen über dem Lande. Der Wind peitschte durch die nächtlichen Gassen des alten Upsala. Finster und feindselig starrten die Giebel der Häuser gen Himmel.

König Karl, die Reichsräte, Edelleute und Ritterschaft begleiteten Christine zu der Fähre in Flottsund. Ihre Abreise war geheim gehalten worden, so daß nur wenige Bürger, aufgeschreckt durch das Getrappel der Pferde und das Klirren der Waffen, an die Fenster eilten. Im Schein der Pechfackeln sahen sie einen langen Zug von Wagen und Pferden, gespenstische Schatten huschten an den Wänden der Häuser hin, aber bald war der nächtliche Spuk verflogen.

Das Fährschiff schaukelte und riß an den Haltetauen. Christine verließ den Wagen und blickte um sich. Die meisten Fackeln waren vom Wind verlöscht, der Regen strömte unaufhörlich, die Gesichter der Menschen, die gekommen waren, der Tochter des großen Gustav Adolfs das Geleit zu geben, sahen in dem fahlen Schein gespensterhaft unwirklich und verzerrt aus.

Aus der Dunkelheit löste sich die hohe Gestalt des Grafen Claudius Tott. Christine zuckte zu-

sammen, als sie seiner gewahr wurde. Als der Lichtschein einer Fackel auf sein Gesicht fiel, sah Christine, daß es totenbleich war.

König Karl war vom Pferde gestiegen.

„Lebe wohl, Christine“, sagte er leise, „lebe wohl, Gott sei mit dir auf allen deinen Wegen.“ Er beugte sich über ihre Hände und küßte sie.

Der Sturm nahm zu, zauste die Äste der Bäume, schüttelte ihre Kronen, riß die Blätter herab und wirbelte sie vor sich her. Der Regen klatschte auf die Steine des Hafens, unwillig brüllte das aufgewühlte Wasser. Große mit Silber beschlagene Holzkisten wurden auf das Schiff verladen; das Gepäck barg Kostbarkeiten des Stockholmer Schlosses, neben Gold und Silber Gobelins, Gemälde, Edelsteine und wertvolle Bücher. Christine hatte dies alles eilig einpacken lassen, denn sie fürchtete, man könne sie noch im letzten Augenblick in Schweden zurückhalten. Aus diesem Grunde wählte sie sogar einen anderen als den vorgesehenen Weg, und obwohl die Flotte schon in Kalmar bereit lag, entschloß sie sich, den Landweg zu nehmen, nach Dänemark überzusetzen und durch Deutschland nach den Niederlanden weiterzureisen.

Doktor Matthiä hatte es sich nicht nehmen lassen, seiner ehemaligen Schülerin das Geleit zu geben. Als er jetzt Christines Hände in den seinen hielt, sagte er mit einem bitteren Unterton: „Reist gut, Christine, Tochter des großen

Königs Gustav Adolf, reist gut und denkt oft zurück an Schweden, Eure Heimat. Denn jeder Mensch hat nur eine Heimat, die er in seinem Herzen heilig halten soll. Ich wünsche Euch alles Glück dieser Welt. Gottes Segen sei mit Euch!“

Sie fühlte den warmen, festen Druck der alten Hände, neigte sich plötzlich und küßte sie innig, als wolle sie ihn um Vergebung bitten.

Das Gefolge, das sie begleitete, hatte inzwischen das Schiff bestiegen, das Gepäck befand sich an Bord.

Als Christine auf dem Schiffssteg stand und sich noch einmal umwandte, blickte sie in das bleiche, schmerzverzerrte Gesicht des Grafen Tott, das von einer Fackel beleuchtet wurde. Sie wußte, daß er sie immer lieben würde. Sie winkte ihm zu. Aber er stand unbeweglich. Vielleicht bemerkte er nicht einmal, daß ihr Gruß ihm galt . . .

Das letzte Bild von Schweden, das Christine mit sich nahm, als sie an Deck des Schiffes stand, das seinen Bug in die regnerische, stürmische Nacht richtete, waren die schattenhaften Gestalten am Kai, die ihr nachwinkten, vom Schein der Fackeln überloht. Ganz vorn ragte die hohe Gestalt des Königs, sein Kûraß blitzte unter dem schwarzen Umhang, der silberne Helm funkelte; er hatte den rechten Arm erhoben, aber er winkte ihr nicht zu, und es schien Christine, als

sei diese Gebärde ebensogut ein Drohen wie ein Abschiedsgruß. Ein Grauen beschlich sie.

Schnell wandte sich Christine Wasa ab und floh unter Deck. In der Kabine sank sie in einen Sessel und starrte regungslos vor sich hin. Das Schiff schlingerte, die Lichter der Lampen tanzten hin und her. Ihr Kopf sank langsam auf die Brust, sie schloß die Augen. Während die schwedische Küste im Dunkel der gespenstischen Nacht versank, trug das Schiff sie einem neuen Leben entgegen.

Am Morgen schien die Sonne matt auf das regenfeuchte Land. Reichsrat Linde hatte an der schwedischen Grenze noch einmal im Auftrag Karls um Christines Hand angehalten, aber sie lehnte ab.

Noch auf der Fahrt begann die Gustavstochter sich zu verwandeln. Ihr schönes blondes Haar fiel der Schere zum Opfer, sie kleidete sich in Wams, Beinkleider und Reitstiefel und trat als Page eines der sie begleitenden Edelleute auf.

Bei der Ankunft in Hamburg legte sie wieder Frauengewänder an. Sie wurde festlich empfangen und wohnte zum letzten Male einem lutherischen Gottesdienst bei. Dann ging die Reise weiter nach Münster, wo sie inkognito das Jesuitenkolleg, den Dom und die Bibliothek besuchte. Sie gab sich einem der Ordensoberen zu erkennen, der ihr Schweigen gelobte. Als sich

dennoch das Gerücht in der Stadt verbreitete, die Königin von Schweden halte sich in Münster auf, reiste sie rasch ab.

Je weiter sie sich von ihrem Vaterlande entfernte, desto stiller wurde sie. Eine große, ihr selbst unerklärliche Ruhe überkam sie.

Als Graf Magnus de la Gardie von der Abreise Kenntnis erhielt, saß er gerade mit einigen Kumpanen beim Wein. Er hatte schon so viel genossen, daß er den Boten zweimal fragen mußte, ehe er verstand, um was es sich handelte.

Mit einem Ruck sprang er hoch, das Blut schoß ihm zu Gesicht, seine Augen sprühten, der Becher klirrte polternd auf den Steinboden. Ungläubig starrte er den Boten an. Sie war über Nacht aus Schweden verschwunden? Wankenden Schrittes verließ er den Raum und fragte draußen den Boten nach weiteren Einzelheiten. Heftig schlug er mit der Faust auf die Lehne eines Sessels. „Ist sie auf und davon gegangen, diese Dirne, diese hochmütige Verschwenderin, ohne mir einen Abschiedsgruß zu senden?“ rief er und lachte roh.

Er schickte den Boten fort und trat vor den Spiegel.

„Höre“, sagte er laut zu seinem Spiegelbild, „höre, Graf Magnus, nun mußt du die Gelegenheit ergreifen! Ämter und Würden sonder Zahl sind jetzt frei in Schweden. Beim Teufel, was

dir durch diese Buhlerin entgangen ist, das mußt du dir jetzt zurückholen! Kanzler kannst du werden, wenn du es nur richtig anfängst, denn Karl wird den alten Oxenstjerna bald davonjagen!“ Er schlug sich an die Brust, schwankte zum Waschbecken und steckte den Kopf hinein. „Aber einen klaren Kopf brauche ich dazu, einen klaren Kopf, damit ich meinen Mann stehe.“

Er richtete sich auf, trocknete das nasse Gesicht ab, trat ans Fenster und rief drohend in die Nacht hinaus: „Gute Reise, Christine Gustavstochter! Vergnügte Reise und viel Spaß mit deinen spanischen Buhlen! Du wirst noch an Magnus denken, Christine Gustavstochter!“

Im August des Jahres 1654 langte Christine in den spanischen Niederlanden an. Als offizieller Grund ihrer Reise wurde angegeben, daß sie auf Anraten ihrer Ärzte das heilkräftige Wasser von Spaa benutzen solle. Die früher allgemein verehrte Königin wurde um diese Zeit schon in Schmähchriften beschmutzt, man warf ihr gemeine Laster, Gotteslästerungen, Betrug, Ausbeutung des schwedischen Volkes vor.

Christine stieß sich nicht daran. Sie begriff nicht, daß sie wohl freie Reden führen durfte und sich ihr Leben nach ihrem Gutdünken einrichten konnte, solange sie Königin von Schweden war, daß sie aber, wenn sie jetzt das gleiche tat, von der Welt als Abenteuerin bezeichnet

wurde. Doch sie hatte nun die Freiheit, um die sie so leidenschaftlich gekämpft hatte, alles andere war ihr gleichgültig.

Die Nachricht von Christines Thronverzicht eilte durch Europa. Gerüchte kamen auf, sie beabsichtige, zum katholischen Glauben überzutreten. Deshalb entschloß sie sich, vorläufig jeden Gottesdienst zu meiden. Die Folge war, daß auch katholische Kreise mißtrauisch wurden.

In Antwerpen traf sie mit Chanut zusammen, den alles, was über Christine im Schwange war, beunruhigte, obwohl er davon überzeugt war, daß man übertrieb. Nur das spöttische Wesen der Königin fiel ihm auf, das sie bewußt zur Schau trug, um alle Tuscheleien von einem Übertritt zu widerlegen.

Eines Abends wurde ihr unerwartet Bourdelot gemeldet. Sie hatte von ihm seit Wochen keine Nachricht erhalten. Er trug das Gewand eines Geistlichen, aber sein Gesicht wies noch dieselben dämonischen Züge auf wie ehemals. Christine fühlte, daß er noch immer Gewalt über sie hatte.

Bourdelot riet, ihre Beziehungen in Schweden gegen eine Abfindungssumme abzutreten, da sie dann mehr Bewegungsfreiheit habe und zu befürchten sei, daß die schwedische Regierung, wenn sie von dem Übertritt erfahre, die Verträge nicht halten werde.

Sie griff den Vorschlag auf und schrieb an Karl. Die Antwort traf überraschend schnell ein.

Der König teilte ihr mit, er könne ihre Wünsche nicht erfüllen, da er nicht imstande sei, die nötige Summe aufzubringen. Christine schrieb einen zweiten dringlicheren Brief. Der Briefwechsel zog sich wochenlang hin. Zuletzt mußte sie nachgeben. Karl brauchte alles verfügbare Geld für die geheime Vorbereitung seiner Kriegszüge, aber davon schrieb er ihr nichts.

Christine war von einer Besichtigung Brüssels nach Antwerpen zurückgekehrt. Sie hatte Brüssel auf Einladung des Statthalters der spanischen Niederlande, des Erzherzogs Leopold, besucht, und besonders freute sie sich darüber, daß Don Antonio Pimentel eigens für sie als besonderer Gesandter erschienen war. Sie verbrachte lange Stunden mit dem Spanier, alle Erinnerungen wurden wieder lebendig. Sie konnte Fernando nicht vergessen.

Sie offenbarte sich Don Pimentel vollkommen und legte darauf in größter Heimlichkeit in der Hofkapelle ihr Bekenntnis vor dem Dominikanerpater Guemes ab, der von diesem Tage an allein für Christine die Messe las.

Als sie in Antwerpen die Weiterreise betrieb, meldete man ihr plötzlich den Grafen Tott. Eine dunkle Röte der Freude überzog ihr bleiches Gesicht. Rasch ergriff sie einen Spiegel, aber schon knarrte das Holz der Schwelle, und Claudius Tott trat ein. Er blickte sie an und

dachte: Wo ist ihr herrliches Haar geblieben? Christine trug nur noch bei festlichen Gelegenheiten die blonde Lockenperücke. Sie dachte: Er ist mager geworden. Ihm schien sie gealtert mit ihren vergrämten Zügen.

Als ob sie seine Gedanken erraten habe, sagte sie: „Du scheinst erstaunt, Claudius?“

„Ich freue mich, dich wiederzusehen, Christine.“

„Du hast mir mit deinem Besuch große Freude gemacht, Claudius.“

Nach kurzem Schweigen sagte Tott: „Der König sendet mich, Christine, um dir Kenntnis zu geben von seiner Vermählung mit Hedwig Eleonore von Holstein.“

Sie fuhr freudig auf. „Also hat er meinen Rat befolgt! Wie mich das freut! Wie mich das freut!“ wiederholte sie. Karl hörte doch auf sie. Sie hatte ihn vor ihrer Abreise herzlich gebeten, diese Verbindung einzugehen. „Der König hat gut daran getan, dich zu mir zu senden, Claudius!“

Sie zog ihn ans Fenster. Sie hatte nicht geglaubt, daß sie Tott noch einmal wiedersehen würde. War es nicht seltsam, daß Karl gerade ihn schickte? Hatte der König gefühlt, daß er ihr damit eine besondere Freude machte, oder hatte Tott sich selbst dazu angeboten?

„Hat dich der König selbst dazu ausersehen“, fragte sie, „oder...?“

„Der König . . .“, sagte er.

Christine schwieg. Es zuckte um ihre Lippen.

„Bist du gern gekommen?“

„Wäre ich sonst hier?“ erwiderte er mit leisem Vorwurf.

„Verzeih, Claudius.“

Dann sprachen sie über alles, was sie bewegte. Er blieb einige Tage in Antwerpen. Sie sahen sich häufig, doch als Christine ihn fragte, ob er sie begleiten wolle, erklärte er, er müsse zunächst zurück nach Schweden, aber später würde er gern ihrer Einladung folgen. Christine nickte erfreut. Sie liebte ihn noch wie zuvor.

König Karl übersandte ihr durch Tott ein Empfehlungsschreiben an den spanischen Hof. Christine hatte das nicht erwartet. Sie war ihm dankbar dafür, obwohl sie dieses Schreiben nicht nötig hatte. Der Graf sollte sich aber noch eines anderen Auftrages entledigen, dem er nicht gern nachkam: er sollte im Namen des Königs Christine bitten, bei der Religion ihres Vaters zu bleiben, denn er habe gehört, sie wolle einen anderen Glauben annehmen; er gebe zwar nichts auf diese Gerüchte, aber immerhin bitte er sie, zu bedenken, daß ihr großer Vater ein Vorkämpfer des Protestantismus gewesen sei.

Christine war aufgestanden. Unruhig ging sie hin und her. Endlich blieb sie stehen und erwiderte, sie hoffe, daß ihr in Schweden niemand die Freiheit mißgönnen werde, die sie sich doch

um den Preis der Krone erkauft habe! Sie werde nichts unternehmen, was Schweden nicht dienlich sei, aber sie brauche keinen Vormund und werde immer den Weg gehen, den ihr die Stimme des Gewissens weise.

Tott hörte sie schweigend an. Dann bat er sie um Entschuldigung, aber er spreche ja in höherem Auftrage; sie wisse, wie er darüber denke. Christine beruhigte sich wieder, erkundigte sich nach vielen Einzelheiten, fragte nach der Gräfin Ebba Sparre, nach ihrer Mutter, nach dem alten Kanzler. Ein Schrecken durchfuhr sie, als sie hörte, der König wolle Graf Magnus de la Gardie zum Kanzler machen. Gab es denn in Schweden keinen besseren Mann für dieses hohe Amt, wenn Oxenstjerna dazu nicht mehr fähig war?

Noch am selben Abend schrieb sie einen langen Brief an den König, in dem sie ihn beschwor, Graf Magnus mit keinem Amt zu betrauen, denn er sei unzuverlässig, verlogen und nur auf seinen Vorteil bedacht. Sie fühlte, daß Schwedens Wohl und Wehe sie begleitete. Aber sie mußte weiter, immer weiter gen Süden, sie wollte frei, ganz frei sein. Nichts sollte sie mehr an Schweden binden...

Wenige Tage später erhielt sie ein Schreiben ihres alten Lehrers Matthiä, der ihr mitteilte, er würde niemals den Erzählungen von einem bevorstehenden Religionswechsel Christines Glauben schenken. Er erinnerte sie an ihr gemein-

sames Ziel, den Frieden zu festigen und die Glaubenskämpfe zu überwinden.

Traurigkeit überkam sie. Wenn sie doch endlich, endlich frei wäre von all diesen Dingen! Warum ließ man ihr nicht ihren Frieden? Warum ließ man sie denn nicht leben, wie sie leben wollte?

In Brüssel erreichte sie einige Wochen später die Nachricht vom Tode ihrer Mutter. Sie empfand kaum Schmerz darüber. Zu fern hatte ihr die Mutter gestanden. Sie erinnerte sich der häufigen Meinungsverschiedenheiten, der tränenreichen Ermahnungen der alten Königin. Nein, dieser Verlust berührte sie nicht.

„Grüße Schweden von mir, Claudius“, sagte sie beim Abschied. „Grüße alle von mir, und sage ihnen, daß ich sie in meinem Herzen trage.“

Einige Wegstunden begleitete sie ihn, und als er sie zum Abschied noch einmal an sich preßte, da war es ihr, als umarme sie die Heimat selber . . .

Der bisherige Staatssekretär, Fabio Chigi, war im April 1655 zum Papst gewählt worden und bestieg unter dem Namen Alexander VII. den Heiligen Stuhl. Er kannte längst den Wunsch Christines, zum katholischen Glauben überzutreten, und war durch den spanischen König von Christines Übertritt benachrichtigt worden. Es war ihm bekannt, daß die ehemalige Königin von Schweden aus verschiedenen Gründen vorzog, den Übertritt vorläufig geheimzuhalten.

Doch er wünschte eine feierliche und öffentliche Heimkehr Christines in den Schoß der allein seligmachenden Kirche. Erst danach, erklärte er, sei er bereit, sie in Rom zu empfangen.

Christine zitterte, als sie davon erfuhr. Denn nun mußte sie damit rechnen, ihre gesamten Einkünfte aus Schweden zu verlieren. Aber gab es denn einen anderen Weg für sie? Zurück konnte sie nicht. Sie entschloß sich, aufzubrechen und dem Wunsche des Papstes zu willfahren.

Mit einer Begleitung von mehr als zweihundert Personen verließ sie die Niederlande. Ihr Gefolge bestand aus Schweden, Holländern, Franzosen und Spaniern. Hofdamen waren nicht um sie; nur die Gemahlin des spanischen Offiziers Cueva diente ihr als Oberhofmeisterin.

Überall wartete man neugierig auf den Anblick der Tochter des großen Gustav Adolfs. Durch die süddeutschen Lande rollten die Wagen, einer Karawane gleich. In Frankfurt traf Christine mit dem pfälzischen Kurfürsten und dem englischen Prätendenten Karl Stuart zusammen; beide Männer hatten einst zu ihren Bewerbern gehört.

Immer weiter nach Süden bewegte sich der Zug. Immer weiter entfernte er sich von Schweden. Und eines Tages leuchteten im Schein der untergehenden Sonne majestätisch die Alpen. Feuerig rot glühte die Sonne über ewigem Schnee. Hinter den Gipfeln lag Tirol, lag Innsbruck. Dort sollte ihr neues Leben beginnen.

## XVII

Am 29. Oktober erreichte der Zug der Königin den Scharnitzpaß. Es war bereits recht kühl. Auf den Bergen lag Schnee. Hell glänzte die Sonne auf den weißen Flächen. Christine erinnerte dieser Anblick an die Berge Norrlands. Sie war freudig gestimmt. Schon von Augsburg aus hatte sie den spanischen Edelmann Don Romano Mortero, der sie begleitete, an den Erzherzog Ferdinand gesandt und ihn um Bewilligung für die Durchreise gebeten. Ferdinand Karl schickte ihr seinen Kammerherrn, Freyh von Spaur, bis nach Landsberg entgegen und ließ ihr sagen, er schätze sich glücklich, einer so tapferen Königin behilflich sein zu können.

Diese Botschaft wunderte Christine. Was verbarg sich dahinter? Wußte der Erzherzog schon von ihrem Übertritt?

Dem Innsbrucker Hof war bereits in den letzten Tagen des September bekanntgeworden, daß Christine auf ihrer Reise Innsbruck passiere. Der prunkliebende Erzherzog hätte Ursache gehabt, von dem Besuch, der hohe Ausgaben verursachte, wenig erfreut zu sein, denn die Finanzlage seines Ländchens forderte äußerste Sparsamkeit. Doch Ferdinand Karl hatte eine

leichte Hand. Das Geld mußte eben beschafft werden, so gut es ging. Er ließ sogleich ein Programm für die Festlichkeiten entwerfen. Alle Wege waren instandgesetzt, große Zurichtungen für Küche und Keller, für Musik- und Theateraufführungen getroffen worden, als der Reisewagen der Königin, an dessen Rädern der Straßenschmutz in dicker Kruste klebte, anhielt. Ein kurzes Trompetensignal ertönte.

Graf de la Cueva sprengte heran und meldete, daß Gesandte des Erzherzogs ihr den ersten Willkommensgruß überbringen zu dürfen bäten. Christine empfing sie herzlich. Nach kurzer Rast wurde die Reise fortgesetzt. Neben der Königin saß Pater Guemes, der sie in weltlicher Kleidung als ihr Sekretär begleitete.

Sie sprach wenig. Angesichts der erhabenen Landschaft, durch die sie fuhren, stieg vor ihren Augen die Heimat auf. Sie vermeinte die rauschenden Wälder des Nordens zu sehen, seine träumenden Seen und seine saftig grünen Wiesen, sie glaubte das Wehen der Seewinde zu verspüren, und wenn sie den Blick zum Himmel hob, dann wußte sie, dies war derselbe Himmel wie über der Heimat.

Und die schneebedeckten Gipfel der Alpen, waren das nicht die Gipfel der Berge Norrlands? Lag dort hinten nicht Wermland? Waren diese fruchtbaren, freundlichen Täler, diese lieblichen Wälder, Äcker und Wiesen mit

den idyllischen kleinen Dörfern nicht die von Dalarna? Und dort im Norden, wo die Berge höher und gewaltiger emporragten und düstere Wälder und Moore träumten, lag dahinter nicht die urwüchsige Natur der Tundren des hohen Nordens verborgen? Ach nein, es war ja ein fremdes Land...

Christine riß sich gewaltsam in die Wirklichkeit zurück. Sie fuhren in einen kleinen Ort ein, der, wie sie auf ihre Frage erfuhr, Seefeld hieß. Sie entschloß sich, hier die Nacht zu verbringen, denn der Abend warf bereits seine Schatten über das Tal.

Das Fußvolk des Erzherzogs stand Spalier und gab, als die Wagen gesichtet wurden, aus den Gewehren einen Ehrensalue ab, daß das Echo hundertfach von den Bergen widerhallte.

Nachdem Christine im Kloster die ihr zur Verfügung gestellten Räume bezogen hatte, stattete sie der Kapelle einen kurzen Besuch ab. Dann begab sie sich zur Ruhe.

Der nächste Morgen war heiter und klar. In der Nacht war Schnee gefallen. Alle Bäume trugen das weiße Kleid des Winters. Hoch über den Bergen zogen kleine, weißgraue Wolken hin.

Christine erfuhr, daß beide Erzherzöge sie in Zirl empfangen würden. Gegen Mittag setzte sich der Wagenzug in Bewegung.

Während Christine in Zirl in einem kleinen Gasthof den Erzherzog Ferdinand und seinen Bruder Sigismund begrüßte, traf in Innsbruck unerwartet der päpstliche Protonotarius und Canonicus von St. Peter, Lucas Holstenius, ein, den Alexander VII. als Internuntius an Christine gesandt hatte.

Mit dieser Wahl bewies der Papst besonderes Feingefühl, denn Holstenius war geborener Hamburger und Konvertit wie Christine, ein Mann von hervorragender Gelehrsamkeit, der in Rom das Amt eines Kustos an der vatikanischen Bibliothek versah. Ihn begleiteten der Jesuitenpater Franz de Malines, den die Königin von früher persönlich kannte und der die Zweifel an dem Glauben ihrer Väter in ihre Seele gesenkt hatte.

Am Tage seiner Ankunft in Innsbruck suchte der Internuntius durch Vermittlung des Grafen Piccolomini um eine Audienz beim Erzherzog nach, die ihm dieser sogleich nach seiner Rückkehr aus Zirl gewährte. Holstenius überreichte sein Beglaubigungsschreiben und wurde freundlich empfangen. Ferdinand sagte ihm, er habe selbst erst vor wenigen Stunden aus dem Munde der Königin gehört, daß sie ein öffentliches Glaubensbekenntnis ablegen wolle.

Holstenius schickte der Königin den Pater de Malines entgegen, um zu erfahren, wie sie Zeugnis für den wahren Glauben ablegen wolle. Der

Pater brachte die Nachricht zurück, daß Christine bereit sei, sich allen Anordnungen des Papstes zu fügen.

Am Nachmittag des 31. Oktober zog Christine feierlich in Innsbruck ein. Der Tag war sonnenklar, kein Wölkchen stand am blauen Himmel.

Christine wurde in einer prächtigen Sänfte getragen. Zu beiden Seiten ritten die Herzöge. In einer anderen Sänfte folgte die Herzogin. Neben den Herrschaften schritten fünfzig Mann der fürstlichen Leibwache. In den Lärm der Salutschüsse mischte sich der Schall der Trompeten und das Jubeln des Volkes. Als Christine, von dem Erzherzog Ferdinand Karl geführt, in die Burg einzog, die im Glanz festlicher Lichter hell erstrahlte, trat der Burgkommandant auf die Königin zu und bat um die Losung. Christine blickte ihn ruhig an und sagte mit klarer Stimme: „Jesus Maria!“ Der Oberst salutierte und gab den Weg frei. Mit der Königin waren zweihundertsiebzig Personen ihres Gefolges eingetroffen, die nur zu einem kleinen Teil in der Burg Wohnung nahmen; die übrigen wurden in der Stadt einquartiert.

Spät in der Nacht schritt Christine allein durch die Galerie, die an ihre Gemächer stieß. Es war still im Schloß. Draußen ging der Wind.

Christine beschlich dasselbe Gefühl des Fröstelns, das sie so oft überfallen hatte, wenn sie nachts durch das Schloß von Stockholm oder von Upsala gegangen war. Sie sehnte sich nach Wärme und Leben. Der katholische Glaube? Mein Gott, dies war alles nicht so wichtig. Wenn sie wieder einen Mann wie Fernando fand, dann hatte sie auch ihren Frieden gefunden. Graf Tott? Er kannte ja nur seine Ehre. Sie aber suchte ein Herz.

Am Morgen des nächsten Tages, des Allerheiligentages, erschienen bei der Königin die Oberkammerherren beider Erzherzöge, um im Auftrage ihrer Herren guten Morgen zu wünschen.

An diesem Tage legte der Beichtvater der Königin sein Ordenshabit wieder an. Die Maske, die er bisher getragen hatte, konnte fallen. Guemes bestellte den Barbier und befahl, er solle ihm die Tonsur scheren. Der Barbier starrte den vermeintlichen Sekretär wie einen Verrückten an, stammelte einige Worte der Entschuldigung und rannte hinaus, um der Königin Meldung zu machen. Christine blickte den kleinen, krummbeinigen Mann, dessen Backen sich beim Sprechen plusterten, belustigt an und erwiderte: „Geht und schert ihn, wie er Euch befohlen, es ist alles in Ordnung!“ Der Barbier wankte kopfschüttelnd hinaus.

Um elf Uhr begaben sich die Herrschaften aus der Burg durch den gedeckten Verbindungsgang in die Franziskaner Hofkirche. Christine wohnte dem Hochamt nicht öffentlich, sondern, da der Übertritt noch nicht bekanntgegeben war, in einer Seitenkapelle bei. Doch war sie allen in der Kirche gut sichtbar. Sie trug ein einfaches schwarzes Kleid ohne Schmuck.

Als der Abend kam und die Lichter in der Burg aufflammten, wurde Holstenius zu der Königin geleitet. Als er das Zimmer betrat, stand sie am Fenster. Die Berge glühten noch schwach. Der Himmel war dicht behangen mit weißgrauen Wolken, die langsam gen Süden zogen. Über den schmalen Gassen der Stadt lag schon die Ruhe der aufziehenden Nacht.

Christine war müde. Es entsprach nicht ihrer Natur, den ganzen Tag lang mit vielen Menschen zusammen zu sein. Sie sehnte sich nach stillen Stunden und erwartete mit Ungeduld den Tag der Abreise.

Holstenius betrat zusammen mit Don Pimentel den Raum. Sie ging ihm einige Schritte entgegen und küßte ihm die Hand. Dann nahmen sie Platz. Die Unterhaltung bewegte sich um den feierlichen Übertritt, für den Christine den 3. November bestimmte. Sie drückte dem Inter-nuntius ihre Freude darüber aus, daß er zu dieser Mission ausersehen sei und sprach mit ihm lange über seine Studien, über die Schätze des Vati-

kans und das Gelehrtenleben in Rom. Holstenius überreichte der Königin ein päpstliches Schreiben, das ihn ihr als Beistand für die öffentliche Ablegung des katholischen Bekenntnisses empfahl.

Unter den erzherzoglichen Hofdamen, die an diesem Abend bedienten, fiel ihr Maria Claudia von Schaumburg auf, die ihr das Handwasser reichte. Christine blickte wie gebannt auf ihr Gesicht. Träumte sie? Die Ähnlichkeit des Hoffräuleins mit Ebba Sparre war so überraschend, daß Christine sich versucht fühlte, „Ebba“ zu sagen. Aber schon bot ihr die Gräfin Honorata Piccolomini das Handtuch, und Maria von Schaumburg verließ den Raum. Christine blickte ihr nach. Auch der Gang war der gleiche wie bei Ebba Sparre.

Nach der Tafel ließ Christine sie zu sich rufen. Maria küßte ihr ehrfurchtsvoll die Hand.

„Ihr erinnert mich an eine gute Freundin in Schweden, liebes Fräulein“, sagte Christine leise und lächelte Maria zu.

„Ich danke Majestät für die Ehre“, entgegnete das Edelfräulein artig und neigte sich tief, wie die Hofetikette es verlangte.

Der 3. November des Jahres 1655 war angebrochen. Am frühen Morgen hatten die Wolken ein wenig Schnee ausgeschüttet . . . Und doch war es noch kein Winter. An dem südlich

blauen Himmel strahlte die Sonne. Es war ein festlicher Tag.

Christine, ehemals Königin von Schweden, die Tochter des großen Gustav Adolfs, ging zu Fuß über die mit Holzbrettern belegte Straße von der Burg zur Hofkirche. Sie selbst hatte dies so gewünscht. Sie war schwarz gekleidet. Ihr einziger Schmuck bestand aus einem diamantenbesetzten Kreuz. Beide Erzherzöge gaben ihr zur Rechten und zur Linken das Geleit; die Erzherzogin Anna, geführt von Don Pimentel, schritt hinter der Königin. Danach folgten die Edelleute und Hofdamen. An der Kirchentür erwartete die Geistlichkeit den Zug, an ihrer Spitze der päpstliche Internuntius in violetterm Ornate. Demütig sich verneigend küßte die Königin das ihr gereichte Kreuz aus Bergkristall. Nun war der Tag gekommen, den sie herbeigesehnt und doch gefürchtet hatte. Sie fühlte die Augen der vielen Menschen auf sich gerichtet, aber es schien ihr, als berühre dies alles sie nicht. Eine ihr unerklärliche Müdigkeit hatte von ihr Besitz ergriffen. Wie abwesend reichte sie dem Internuntius die Hand. Sie sah nicht das Erstaunen auf den Gesichtern um sie, denn eine solche Vertraulichkeit entsprach in keiner Weise dem Zeremoniell.

Der Boden des Chores war mit rotem Tuch ausgelegt. An der Evangelienseite des Altars

befand sich eine erhöhte Bühne unter einem rotsamtenen Baldachin, auf der Sessel und Betstühle für die Königin und die erzherzoglichen Herrschaften standen. Nach dem Gesang des *Veni creator* erhob sich der Internuntius und verkündete auf Latein die ihm von seiner Heiligkeit übertragene Mission, das öffentliche Glaubensbekenntnis der Königin Christine entgegenzunehmen. Dann ersuchte er beide Erzherzöge und den spanischen Gesandten, als Zeugen des feierlichen Aktes zu fungieren. Nun erhob sich Christine, schritt, geleitet von den beiden Erzherzögen, zum Altar, kniete an den Stufen auf einem rotsamtenen Kissen nieder und nahm aus der Hand des Internuntius das gedruckte Glaubensbekenntnis entgegen. Sie las es langsam und laut, und während sie las, schien es ihr, als gehöre ihre Stimme nicht mehr ihr, als sei es eine fremde, unbekannte Stimme, die an ihr Ohr drang. Bei den letzten Worten des Bekenntnisses legte sie ihre Hand mit einer fast gleichgültigen Gebärde auf das Meßbuch, das ihr dargereicht wurde, um so zu bekräftigen, was sie bekannt hatte. Ihr Kopf sank herab. Niemand sollte sehen, daß ihr die Tränen über die Wangen rollten . . .

In diesem Augenblick empfand sie, daß sie gar nicht mehr sie selber war, sondern eine Marionette, mit der geschickte Hände spielten. Unsichtbare Schnüre lenkten und leiteten sie. Hatte

sie sich nicht auf ein gefährliches Gebiet begeben, als sie in ihrem Durst nach Erkenntnis den dargebotenen Trank gierig heruntergestürzt hatte? Anfangs war er ihr eine Erquickung gewesen; dann wurde ihr Verlangen eine Sucht, und aus kurzen Räuschen wurde Gewöhnung, denn die gewitzten Mundschenke der Kurie verstanden es, die einullende Mischung richtig zu dosieren. Aber nun gab es kein Zurück mehr für sie . . .

Nach einem Wechselgebet zwischen dem Internuntius und der Königin erteilte dieser ihr die feierliche Absolution. Dann halfen ihr die beiden Erzherzöge, sich zu erheben. Christine Wasa hörte die Glückwünsche, die nun an sie gerichtet wurden, wie aus weiter Ferne. Ein Psalm wurde angestimmt, und dann predigte der Hofkaplan über das Wort: „Höre, Tochter, schaue auf und neige dein Ohr, vergiß deines Volkes und deines Vaters Haus, so wird der König Lust an deiner Schöne haben, denn er ist dein Herr, und du sollst ihn anbeten.“ Wie ein mitleidloses Gebot drangen diese Worte an Christines Ohr. Ja, sie hatte das Haus ihres Volkes und ihres Vaters verlassen. Aber vergessen? Nein, vergessen würde sie es niemals!

Der Internuntius zelebrierte darauf das Hochamt, und während des Tedeums läuteten alle Glocken von Innsbruck, indes die Geschütze auf der Burg Salut schossen.

Als sich die breiten Türen der Kirche wieder vor ihr öffneten, blickte Christine zum Himmel empor. Er war von grauen Wolken überzogen; kein Sonnenstrahl begrüßte sie. Langsamem Schrittes ging sie nach der Burg zurück, geleitet von den Erzherzögen und ihrem Gefolge. Lautlos taten sich die Tore vor ihr auf, und als sie den Hof betrat, schien es ihr, als schritte sie in ein Gefängnis, das sie sich selbst gewählt hatte.

Doch wartete nicht der Süden auf sie? Erwartete nicht Rom die Tochter des großen Königs? Ja, Rom frohlockte. Es hatte allen Grund dazu. Das Ungeheuerliche war geschehen: die Tochter des Glaubensstreiters Gustav Adolf war Katholikin geworden! Aber für die Heimat war sie gestorben. Sie würde dort nichts empfangen als Verachtung und Abscheu, das wußte sie. Wie im Traum schritt sie die Stufen zu ihren Gemächern hinauf. Sie sah nicht die Blumen, die ihr gute Hände auf den Weg gestreut hatten . . .

Am Nachmittag schrieb sie langsam, mit einer Hand, die schwer war wie Blei, einen Brief an den König Karl und offenbarte ihm alles. Dann blieb sie lange sinnend sitzen, den Kopf in die Hände gestützt.

## XVIII

Am 8. November brach Christine von Innsbruck auf. Sie reichte vielen Menschen die Hand, sie spürte viele Küsse darauf, sie hörte Lachen und verhaltenes Schluchzen.

Der Himmel war grau, es schneite sacht. Die Wagen rollten an. Christine saß bewegungslos neben Pater Guemes. Sie hörte das Knarren der Räder, sie sah, wie die Flocken langsam vom Himmel fielen, aber ihre Gedanken weilten in Schweden. Die Kanonen donnerten den Abschiedssalut. Noch eine geraume Weile hallte der Jubel des Volkes ihr nach. Sie lehnte sich in die Polster zurück und schloß die Augen.

Als der Zug sich Loreto näherte, verließ sie den Reisewagen und kniete betend am Wege; dann ging sie zu Fuß in die nahe Kirche. Vor dem Heiligtum der Gottesmutter legte sie ihre Krone und ihr Zepter nieder. Holstenius trat geräuschlos zu ihr. Er blickte sie lange an, dann reichte er ihr ein Blatt Papier. Als Christine es gelesen hatte, sah sie den Internuntius an, und in ihren Augen glomm ein Feuer, das der Priester früher noch nie an ihr wahrgenommen hatte. Erstaunt trat er einen Schritt zurück.

Leise, aber bestimmt sagte Christine: „Diese Inschrift werde ich niemals anbringen lassen.“

Ich habe die Krone Schwedens nie verachtet, wie hier geschrieben steht. Die Krone Schwedens ist nicht verächtlich. Ich würde der Gottesmutter nichts schenken, was verächtlich ist, Herr Inter-nuntius!“

Sie gab ihm das Papier zurück und verließ die Kirche, ohne ihn eines Blickes zu würdigen.

Weiter ging die Fahrt, immer weiter nach Süden.

Christine saß regungslos und stumm in ihrem Reisewagen, ihre Augen waren in die Ferne gerichtet. Eine Sehnsucht hatte von ihr Besitz ergriffen, über die sie sich keine Rechenschaft zu geben wußte. Der Himmel war umwölkt, die Sicht kurz, Nebel zogen über das Land und legten einen undurchdringlichen Schleier über die Landschaft. Die Räder knarnten, ab und zu wieherten die Pferde, Rufe ertönten gedämpft durch den Nebel. Und nun, da Christine durch das Land fuhr, nach dem sie sich so oft im Norden gesehnt hatte, nahm sie das Medaillon von ihrer Brust, öffnete es und betrachtete das Bild ihres Vaters. „Vergib mir“, sagte sie tonlos und drückte es an die Lippen.

Die Räder knarnten, die Nebel zogen. In der Ferne plätscherte ein Brunnen leise eine sehnsüchtige Melodie. Schweigend standen die Wälder, die Täler lagen von dichten Schwaden verhüllt.

„Wer ist die schöne Frau dort in dem Wagen? Und warum ist sie so traurig?“ fragte ein kleines

Mädchen seine Mutter und blickte neugierig der Kutsche nach, während die Leute am Straßenrand ehrfurchtsvoll das Haupt entblößten.

„Das ist die Königin Christine von Schweden“, sagte die junge Mutter, die blondes Haar und dunkle Augen hatte, „bete für sie, mein Kind...“

Die Nachricht vom Übertritt Christines zum katholischen Glauben durcheilte Italien, flog über Deutschland und zog dann langsam wie eine drohende, gewitterschwere Wolke auf Schweden zu.

Christine Wasa, die Tochter des großen Königs, des gewaltigen Streiters für den protestantischen Glauben, sollte zum Katholizismus übergetreten sein? Unfaßbar schien das. Die Menschen standen flüsternd in den Straßen der schwedischen Städte. Die Gustavstochter Katholikin? Viele wollten es nicht glauben. Sie hielten es für eine Lüge, die der alte Mann auf dem päpstlichen Thron einer Brandfackel gleich in ihr Land geschleudert hatte, um die Gläubigen zu beunruhigen und Zwietracht zu säen. Fäuste ballten sich, Waffen blitzten, Rufe flogen empor, hallten von den glatten Wänden der Häuser wider, eilten durch die Gassen, pochten an die Türen.

„Die Gustavstochter Katholikin!“ schrie es hier.

„Lüge!“ antwortete es drüben.

„Gott strafe sie!“

Eine schrille Stimme rief gell: „Was sagt der König?“

„Der König schweigt!“

„Wo ist Christine?“ kreischte ein Weib.

„In Italien!“ brüllte ein anderes.

Eine Menschenmenge staute sich um den Turm Tre Kroner, der an der Spitze Schwedens Reichswappen, die drei Kronen, trug, das Wahrzeichen der Macht und der Siege des Landes. Wie die dunklen Wellen der erregten See brandete sie an das alte Gemäuer.

„Die Gustavstochter Katholikin!“ tönte es immer wieder.

Wenn das Furchtbare Wahrheit sein sollte, dann drohte den Protestanten Gefahr. Rom würde triumphieren, die Wankelmütigen würden schwach werden, der Glaube war verloren!

Gustav Adolf, der Befreier, war unerwartet gekommen; wie ein Quell jäh aufbricht und sich verströmt, gewaltige Flüsse speisend, die das Land reich und fruchtbar machen: so hatte er die Seelen der Menschen erquickt und sie emporgehoben zum Licht und zur Wahrheit. Christine war aus seinem Blut entsprossen. War es denkbar, daß sie Schweden, daß sie ihren Glauben verraten hatte?

Der Himmel Schwedens verdunkelte sich, weißgraue Wolken jagten an ihm dahin, ballten

sich zusammen und ließen weiße, große Flocken unaufhaltsam zur Erde herniederwirbeln.

„Zum Schloß!“ schrie die Menge. „Zum Schloß! Wo ist der König? Wahrheit! Er soll uns die Wahrheit sagen!“

Schwere Schritte dröhnten über die Fliesen des Schlosses. Waffen klirrten.

Die Stimme der Wache rief: „Der König!“

Dunkel antwortete das Echo: „Der König!“

Langsam öffnete sich die zweiflügelige hohe Tür, und Karl von Schweden betrat den Saal.

Die Generale standen schweigend auf den Knauf ihrer Schwerter gestützt.

Der Reichsrat war einberufen worden, als der König einen Brief Christines erhalten hatte. Karl hatte ihn gelesen, zweimal, dreimal, hatte das Papier zusammengeknüllt und es auf die roten Fliesen geworfen, er hatte es wieder aufgehoben, wieder gelesen, geglättet und noch einmal gelesen.

„Mein Herr Bruder!“ begann der Brief, „ich bin glücklich in Tirol angekommen, wo ich die Erlaubnis und den Befehl Seiner Heiligkeit vorfand, mich offen zu dem Glauben zu bekennen, dem ich schon seit langer Zeit anhänge. Ich schätze mich glücklich, ihm zu gehorchen, und achte diesen Ruhm höher als den, über die mächtigen Staaten, die Ihr jetzt besitzt, zu herrschen. Ihr müßt die Tat billigen, selbst

wenn Ihr glaubt, daß ich falsch gehandelt habe, weil diese Wahl für Euch vorteilhaft ist, und weil sie weder meine Liebe und Achtung für Schweden noch die Gefühle immerwährender Freundschaft für Euch ändert . . .“

Den Schluß des Briefes hatte er nicht mehr gelesen. Er legte das Blatt auf den schweren Eichentisch und wanderte mit großen Schritten im Raume umher. Dann ging er wieder zum Tisch, starrte auf das Pergament, ballte die Rechte und ließ sie krachend auf die Platte herabsausen, daß eine Wolke dünnen Staubes emporwirbelte.

Lange stand er da und blickte auf das Papier.

Plötzlich schien es ihm, als dehne der Brief Christines sich aus, als beginne er zu wachsen, er wurde eine Karte, eine Landkarte, die immer weiter wuchs und wuchs und schließlich den ganzen Tisch bedeckte. Er glaubte die Karte von Schweden vor sich zu sehen, die Karte von Deutschland, von Europa, von Rußland . . .

„Was geht mich der Brief Christines an!“ sagte er hart. „Was kümmert mich das alles. Ich habe für das Wohl Schwedens zu sorgen. Ich habe dafür zu sorgen, daß Schweden stark bleibt und noch stärker wird!“

Nun stand er vor dem Reichsrat. Seine Stimme war klar und ruhig, als er sagte: „Ich habe den Reichsrat einberufen lassen, um zu verkünden: Christine Wasa, vormals Königin

Schwedens, hat mir Kenntniss davon gegeben, daß sie zu Innsbruck in Tirol zum katholischen Glauben übergetreten ist. Nehmt dies zur Kenntniss, aber legt keinen Wert darauf. Hier!“ Er faßte sein Schwert. „Hier liegt der wahre Wert eines Volkes! Bewahrt Ruhe und Ordnung und sorgt, daß sie überall im Lande herrsche.“

Dann wandte er sich um, die Türen öffneten sich vor ihm.

Die Stimme der Wache rief: „Der König!“

Dunkel antwortete das Echo: „Der König!“

Die Generale standen schweigend auf den Knauf ihrer Schwerter gestützt.

Zu derselben Zeit nahm der Papst Alexander VII. ein Schreiben Christines entgegen. Seine kleinen, kurzsichtigen Augen ruhten aufmerksam auf dem Papier, er nickte leicht mit dem Kopf, und ein feines Lächeln umspielte seine Lippen.

Christine schrieb ihm, sie habe nun aller Welt gezeigt, daß sie mit Freude ihr Königreich verlassen habe, wo die Verehrung für Seine Heiligkeit zu den größten Sünden gehöre, und daß sie den Ruhm, ihm gehorchen zu dürfen, für höher erachte, als den des Thrones. Sie flehe Seine Heiligkeit an, sie nun, da sie ihres weltlichen Glanzes beraubt sei, mit derselben väterlichen

Güte zu empfangen, deren er sie bisher gewürdigt habe. Da sie nichts mehr besitze, das sie ihm opfern könne, als ihre Person, ihr Blut und ihr Leben, so ergebe sie sich ihm mit blindem Gehorsam und bitte, über sie zu verfügen, wie es Seiner Heiligkeit am besten zum Wohle der Kirche erscheine.

Alexander legte das Blatt bedächtig beiseite. Dann stand er auf, um alle Vorbereitungen für den Empfang der Königin zu treffen. Er besichtigte die für sie bestimmten Gemächer in einem Nebenflügel des Vatikans. Den Kardinälen machte er noch am selben Tage von den bisher geheim geführten Verhandlungen Mitteilung und schloß mit den Worten: „Gott hat sich einst der Engelsstimmen bedient, um die Hirten das Licht Jesu Christi erkennen zu lassen. Ich habe mich der Mittel der menschlichen Gelehrsamkeit bedient, um Christine Wasa die Irrtümer der Häresie klarzumachen und ihr die Wahrheit der katholischen Religion zu zeigen, denn ich weiß, daß sie eine Frau von scharfem Verstande ist, der erkennen mußte, in welchem Irrtum sie befangen war.“ Und mit scharfer Betonung fügte er hinzu: „Man achte darauf, daß die hohe Konvertitin bei uns nichts findet, das Anstoß erregen könnte. Man achte darauf!“

Die Gesichter einiger Kardinäle verdunkelten sich. Leises Flüstern ließ sich vernehmen. Aber schon lächelte Alexander wieder, hob die Hand

und senkte unmerklich das Haupt, die Versammlung verabschiedend.

Die hohe Frau aus dem Norden hielt ihren Einzug in Rom, ihrer neuen Heimat, wie eine Siegerin. Die Welt schien ihr jetzt voller Glanz und Heiterkeit, Jubel lag in den Lüften, die Sonne strahlte vom wolkenlosen Himmel.

Am Spätnachmittag des 19. Dezember 1655 traf sie ein. Kardinal Friedrich, ehemals Landgraf von Hessen, ein Konvertit wie Christine, und der Kardinal Carlo Medici, der Bruder des Herzogs von Toscana, kamen ihr mit glänzendem Gefolge vor der Stadt entgegen. In einer goldenen Karosse fuhr sie durch die Porta Pertusa. Eine stattliche Menschenmenge füllte die Straßen.

Christine fühlte sich frei und stolz wie nie in ihrem Leben. Sie wußte, daß alle Welt von ihr sprach, und sie fühlte sich allen Herrschern der Erde überlegen, nun, da sie Krone und Macht und irdische Schätze hingegeben hatte, um den Schatz des Glaubens zu erwerben.

Am selben Abend noch wurde sie durch die hohen Galerien, die zwischen ihren Gemächern und denen des Papstes lagen, zur Audienz geleitet. Ihr Herz schlug rasch und erregt, Unruhe bemächtigte sich ihrer.

Tiefe Stille lag über dem Vatikan. Das majestätische Schweigen einer geistigen Welt, die ihr

noch fremd war, ließ Christine stärker denn je zuvor ihre Nichtigkeit fühlen. Die Statuen und die Gemälde begnadeter Meister blickten hoheitsvoll von den Wänden auf sie herab und verwirrten sie, unsicher wurde ihr Gang, unstet ihr Blick, und als sich die schweren Türen leise in den Angeln drehten und sie den von hohen Kerzen erleuchteten Saal betrat, schien es ihr, als werde sie kleiner und immer kleiner in der unendlichen Weite des Raumes.

Ganz am Ende, wo tiefe Schatten über den Wänden lagen, saß auf erhöhtem Sessel der Papst. Als Christine ihn erblickte, wußte sie, daß nun das Rätsel ihrer Träume gelöst war: ja, dies war der alte, hoheitsvolle Mann, den sie gesehen hatte. Sie kniete nieder, erhob sich, machte einige Schritte, kniete noch einmal, stand unsicher auf und schritt auf ihn zu. Dicht vor ihm blieb sie stehen. Aus dem Dunkel leuchtete ihr sein blasses Gesicht entgegen. Schwarz war sein Haar, schwarz der Knebelbart, dunkel die Augen.

Das ernste Antlitz des alten Mannes begann seltsam zu leuchten, als er auf die vor ihm stehende Frau blickte. Er dachte: das also ist die schwedische Königin. Wie unscheinbar sie ist. Aber ihre Augen sind groß, sie wissen viel, diese Augen . . .

Sie dachte: das also ist der Papst. Wie leidvoll sein Gesicht ist, wie blaß. Ich bin ein Nichts vor ihm . . .

Zum ersten Male in ihrem Leben fand sie keine Worte. Die Begrüßungsansprache, die sie sich zurechtgelegt hatte, war ihr plötzlich entfallen.

Alexander bat sie mit leiser Stimme, auf dem Nebensessel Platz zu nehmen. Da er sah, daß Christine vor Befangenheit nicht reden konnte, begann er zu sprechen.

Die Kerzen flackerten. Fast laut tönte ihr Knistern in der Stille des weiten Saales, der mit Damast, Samt und Brokat ausgeschlagen und mit weichen Teppichen belegt war. Der Papst Alexander war ein Asket, aber er liebte eine schöne Umgebung, weiße Kleider und funkelnde Edelsteine, er liebte gelehrte Gespräche, er sprach gern über die Dichtkunst und dichtete selbst.

Nur schleppend kam die Unterhaltung in Gang, aber dann währte sie lange, und auch an den folgenden Tagen sprach Alexander häufig mit Christine. Immer wieder erstaunte der Papst über das große Wissen der Gustavstochter.

Der dreiundzwanzigste Dezember war zum Tag des öffentlichen Empfanges für Christine bestimmt. Es war der glanzvollste, den Rom bisher gesehen hatte.

Alexander schenkte der Königin einen sechsspännigen Prunkwagen, einen vergoldeten Tragsessel und Reitpferde. Sie ritt von der Villa Julius III. zwischen den Kardinälen Friedrich von

Hessen und Carlo Medici nach Rom. Ihr folgten die Spitzen des Adels, der Gouverneur der Stadt, Offiziere und die päpstliche Garde. Sie trug ein goldverziertes Kleid, darüber einen kurzen, schwarzen Mantel und auf dem Haupt einen breitrandigen, schwarzen Hut.

Das Kardinalskollegium erwartete sie vor der Porta del Popolo. Kardinal Francesco Barberini hielt die Festrede.

Der Obelisk, bedeckt mit ägyptischen Zeichen, lag vor ihr im Sonnenlicht. Christine blickte über den weiten Platz auf die Karossen des Adels, die mit rotem, grünem, blauem, schwarzem Samt ausgeschlagen waren, auf die Damen, die Fürsten, die Herzöge, die in ihnen saßen, und sie fühlte sich wieder ihnen allen überlegen, weil das Opfer, das sie gebracht hatte, sie über alle emporhob.

Von der Engelsburg her dröhnten die Geschütze, Fanfaren ertönten, die Menschenmenge, die sich in den Straßen und Gassen staute, sich um einen Platz an den Fenstern der Häuser raufte und sogar die Dächer besetzt hielt, brach in Jubelrufe aus, während der Zug Christines sich weiter durch die geschmückten Straßen nach Sankt Peter in Bewegung setzte.

In der Sala Regia erwartete Alexander die Königin. Sein Gesicht leuchtete freudig, und als Christine ihm für den glänzenden Empfang dankte, erwiderte er, ihre Bekehrung sei ein

Ereignis, das oben im Himmel noch mit viel größeren Festen gefeiert würde.

Zwei Tage darauf fand die Papstmesse statt, Christine nahm mit Einwilligung Alexanders die Namen Maria Alexandra an. Der Papst reichte ihr eigenhändig die Hostie.

Bevor sie den Vatikan verließ, gab ihr Alexander ein Festmahl. Dann nahm sie im Palazzo Farnese Wohnung.

Sie dachte nur noch an ihren Einzug und an die Pracht, die die ewige Stadt ihr zu Ehren entfaltet hatte. Jeden Gedanken an die Zukunft vermied sie ängstlich. Sie hörte nur das Lob, das ihr gesendet wurde. Ein Fest folgte dem anderen. Sie lebte in einem Rausch dahin, der kein Ende zu nehmen schien.

Aber diese Feste erfüllten Christine mit einer gefährlichen Unruhe, die sie früher nicht gekannt hatte. Sie hatte tausend Wünsche, bald wollte sie kostbare Bücher besitzen, die sie nicht las, dann wieder Kunstwerke, die sie nicht betrachtete, wenn sie sie hatte. Menschen kamen und gingen, wertvolle Gegenstände wurden aus dem Palast entwendet, niemand wußte, wer sie mit sich genommen hatte; einmal wurden Don Antonio Pimentel sogar die seidenen Vorhänge seines Wagens gestohlen, während er bei Christine im Palast weilte.

Christine war bald nicht mehr imstande, die Gehälter ihrer Bedienten zu zahlen. Mit Entsetzen sah der Herzog von Parma, der ihr den Palazzo Farnese zur Verfügung gestellt hatte, diese Zustände. Die Königin fand keine Ruhe mehr. Sie war unfähig, sich zu sammeln. All ihre Pläne, still und abgeschieden zu leben, sich nur den Künsten und der Wissenschaft zu widmen, waren dahin. All ihre Freunde hatte sie vergessen, den Grafen Tott, Chanut, Bourdelot. Nicht einmal an Fernando dachte sie mehr...

Selbst auf die Meinung Don Pimentels gab sie nichts. Der Rausch hielt sie umfassen. Tag für Tag besichtigte sie Kirchen, Villen, Klöster, Schlösser, Gemäldesammlungen, besuchte sie berühmte Bildhauer und Maler, nahm sie Huldigungen entgegen und teilte sie aus. Sie gab Empfänge auf Empfänge, sie hörte Konzerte, sah Theateraufführungen zu und kehrte erst spät in der Nacht todmüde zurück.

Dann nahte der Karneval. Alle Pracht, aller Glanz, aller Trubel, den er entfaltete, schien Christine nur ihr zu Ehren da zu sein. Was waren dagegen die Feste im kalten Norden gewesen? Ach, sie hatte kaum noch Zeit, sich an Schweden zu erinnern. Warum sollte sie trübselig der Vergangenheit nachsinnen? Sie war umgeben von glänzenden Kavalieren, die ihr den Hof machten, umgeben von Prunk und Triumph. Sie sah oft die neidischen Blicke anderer Frauen,

18\*

die bei ihr zu Gast waren, aber das reizte sie nur, sich noch toller in das Treiben zu stürzen. Ja, Rom verstand zu leben, und sie verstand es auch.

Aber die Künste? Die Wissenschaft? Die ernste Arbeit? Ach, dafür war jetzt keine Zeit, und Christine verspürte auch kein Bedürfnis, sich damit zu befassen. Spiele, Wettkämpfe, Maskenfeste, Umzüge... ein Wirbel hatte sie erfaßt und trug sie durch sonnenhelle Tage und lichtdurchflutete Nächte. Wohin ging ihr Weg? Schweden war weit, sie hatte es vergessen mit seinen verschneiten Wäldern und eisstarrenden Seen. Es träumte jetzt wohl in seinem Winterschlaf. Aber hier in Rom schien lachend die Sonne vom blauen Himmel. Leben! Leben! jubelte es in Christines Herz.

Sie fühlte nicht, daß sie der Ruhe bedurfte, daß es besser gewesen wäre, sie hätte sich allmählich in diese neue Welt eingelebt, statt von einem Fest zu dem anderen, von einem Rausch in den nächsten zu jagen. Es konnte nicht ausbleiben, daß sie von Tag zu Tag gereizter wurde. Ihre Unruhe nahm beängstigende Formen an. Sie stritt mit den spanischen Granden ihres Gefolges, entzweite sich mit Don Pimentel, mit den Kardinälen. Ihre jähen Ausbrüche, ihre Unpünktlichkeit bei den großen Empfängen waren ihren Neidern ein Anlaß, sie mit Spott zu überschütten. Christine Wasa befand sich auf einem gefährlichen Wege, und niemand konnte sagen, wohin er noch führen würde.

## XIX

Alexander blieb Christines Lebensweise nicht unbekannt. Er war empört über ihr Verhalten. Warum war sie übergetreten? War sie fromm? Glaubte sie überhaupt an Gott?

Christine selbst hatte, seit sie in Rom war, kaum noch einen Gedanken an ihren neuen Glauben. Eines Nachts, als sie aufwachte, fragte sie sich, was sie in Rom suchte. Was war sie denn hier? Sie hatte nichts mehr, kein Land, kein Volk, keine Macht, keine Krone. Sie war Katholikin geworden. Ja, weshalb denn? Was war geschehen? Hatte sie geträumt? Spöttische Gesichter schienen sie anzublicken. Plötzlich schien ihr der Pomp Roms, ihr glänzender Einzug, die Feste, die grellen Farben der Stadt, der Glanz der Messen, der Aufführungen, der Empfänge wie ein Spuk, der sie genarrt hatte.

Wieviel Heuchelei war dahinter verborgen? Lag hier nicht auf allen Gesichtern ein spöttisches Lächeln? Christine stützte den Kopf in die Hände. Diese Kardinäle! Wer war nicht alles Kardinal! Der junge Maidalchini! Er war erst siebzehn Jahre alt, ein Mensch, der nur seinen Vergnügungen lebte! Und die anderen? Nicht besser als er! Aufgedunsene, feiste satte Gesichter, auf denen Heuchelei oder offener Hohn zu

lesen stand! Kardinäle! Es waren nur Männer aus alten Familien, die die Würde ererbt hatten wie ein einträgliches Landgut! Gewiß, es gab Ausnahmen, aber die waren selten. Sie erinnerte sich an den feisten Bischof von Amasia, der gern in ihrer Nähe weilte und sich den Anschein gab, als sei er in sie verliebt. Was waren das für Menschen! Wohin war sie geraten! Das sollte das heilige Rom sein? Es schüttelte sie. Von dieser Nacht an erkannte sie, daß alles, was sie in Rom gesehen hatte, dazu angetan war, ihren Anstoß zu erregen. In einem Rausche hatte sie gelebt, blind war sie gewesen. Ach, sie hatte doch etwas ganz anderes in Rom zu finden erwartet...

Alexander empfing Christine wiederum. Vorsichtig gab er ihr zu verstehen, daß er ihr Betragen mißbillige. Sie schien ihn nicht zu begreifen. Sie sah nur das Verhalten der anderen, nicht ihr eigenes. Es kam zum Bruch zwischen ihr und Don Pimentel, der sich still und grollend zurückzog. Auch mit ihrem Oberhofmeister Cueva zerstritt sie sich, denn sie behauptete, er habe häßliche Gerüchte über sie in Umlauf gesetzt. Cueva verließ daraufhin mit allen Spaniern den Palast der Königin, beschimpfte sie und nannte sie eine Lebedame und Dirne.

Schlimmer noch war die Geldnot, derer sie nicht mehr Herr wurde. Die Zahlungen aus Schweden blieben aus. Sie überschüttete Karl

mit Schmähungen und glaubte, ihr Übertritt zum katholischen Glauben sei schuld daran. Aber Karl brauchte das Geld zu der Vorbereitung des Krieges mit Polen, den er dann in dreißig Tagen zugunsten Schwedens beendete. Strahlend ging der Ruhm des jungen Königs über Europa auf.

Christine hatte niemals verstanden, sparsam zu leben. Mit vollen Händen warf sie das Geld um sich und fragte nie danach, woher neues kam. Als sie sich endlich bequemte, die Höhe ihres Guthabens festzustellen, entdeckte sie mit Entsetzen, daß sie nur noch wenige Scudi besaß. Sie faßte den Entschluß, König Karl zu besuchen, denn ihre Lage in Rom war unhaltbar geworden.

Aber ihre Abreise verzögerte sich, weil Christine wieder wankelmütig wurde. Sollte sie Karl bitten, ihr zu helfen, und sich vor ihm demütigen, da doch Verträge bestanden, nach denen sie Anspruch auf die Einnahmen aus ihren schwedischen Besitzungen hatte? Andererseits bäumte sich ihr Stolz auch dagegen auf, den Papst um eine Unterstützung anzugehen.

Im Mai des Jahres 1656 kam ein Gast nach Rom, den niemand erwartet hatte. Eines Nachts, als graue Wolken die Sterne verdunkelten, pochte er an die Türen der Reichen und der Armen. Hart war dieses Pochen, grausam und unerbittlich.

Von Neapel war sie gekommen, die Pest. Nur wenigen war es beschieden, in stillen Nächten ihren klappernden Totenschritt zu hören, und die ihn vernahmen, lagen schon am nächsten Morgen stumm und kalt auf ihrem Lager. Weder Gott noch die Heiligen hatten vermocht, diesem Gast den Eintritt zu verwehren.

Die Feste verstummten jäh, das Lachen auf den Straßen, in den Häusern, auf den Plätzen, in den Gärten erstarb, mit einem Schlage stand das bunte, bewegte Leben der ewigen Stadt still. Lähmendes Entsetzen hatte sich herabgesenkt. Die Menschen wagten nicht mehr, einander nahe-zukommen, da sie Ansteckung befürchteten. Rom war eine tote Stadt geworden, deren Atem erloschen war. Nachts wurden die Toten heimlich auf die Friedhöfe geschafft, in Hast die Gräber ausgeworfen und wieder zugeschaufelt. Am Tage fielen die Menschen um, wo sie gerade standen. Reihenweise lagen sie auf den schmalen Gassen, den weiten Plätzen, den Prachtstraßen.

Alexander VII., nunmehr über ein Jahr auf dem Heiligen Stuhl, erlaubte nicht, daß die Mitglieder seiner Familie ihn während dieser Zeit besuchten. Aber er wußte, was jetzt seines Amtes war. Von seinem Sommersitz begab er sich sofort nach Rom, blieb in der Stadt und griff helfend ein, um die von der Krankheit noch nicht befallene Umgebung gegen die verseuchte Stadt abzuschließen.

Immer mehr veränderte sich das Straßenbild. Alle Tore blieben geschlossen, alle Feste wurden untersagt, jeder Verkehr unterbunden. Kaufleute, die Waren zur Stadt brachten, mußten sich ihrer weit draußen vor den Mauern entledigen; fluchtartig entfernten sie sich, bevor die Tore sich auftaten und die Wagen erschienen, das Gekaufte in die Stadt zu fahren. Der Stadtteil Trastevere, wo die Seuche am schlimmsten wütete, wurde durch Mauern und Ketten von der übrigen Stadt abgesperrt. Die päpstlichen Sbirren hielten Wache, daß keiner diese Absperrung durchbrach. Spitäler wurden errichtet; wer nicht mehr in der Lage war, sein Brot zu verdienen, wurde aus öffentlichen Mitteln unterstützt. Viele Kardinäle legten selbst mit Hand an, wo es not tat. Berberini, der früher Unsummen für Feste verschwendet hatte, stiftete noch größere Summen für Arme und Kranke. Der Kardinal Azzolini wetteiferte mit ihm.

Alexander war allen ein leuchtendes Vorbild. Überall war er zu sehen, beaufsichtigte, griff selber ein und tat, was in seinen Kräften stand, um die gemeinsame Not zu überwinden.

Christine blieb bis Mitte Juli in Rom. Sie hatte sich schon vor Beginn der Pest völlig zurückgezogen, da ihr alle Mittel fehlten, um ihr früheres Leben fortzusetzen. Sie beschloß, Karl, der sich in Deutschland aufhielt, aufzusuchen,

und wartete auf das Eintreffen ihrer Gelder aus Schweden, doch Woche um Woche verstrich, ohne daß auch nur eine Nachricht anlangte.

Endlich entschloß sie sich, dem Papst von ihrer geplanten Abreise Mitteilung zu machen, doch brachte sie es nicht über sich, ihm ihre völlige Mittellosigkeit einzugestehen.

Alexander erschrak, als er hörte, daß Christine Rom verlassen, vielleicht sogar in ihre Heimat zurückkehren wolle. Er wußte, wie launenhaft sie war. Wenn sie sich dem Einfluß der Kirche entzog, bestand Gefahr, daß sie ihren neuen Glauben wieder aufgab. Er redete auf sie ein und legte ihr alle Gründe dar, die dagegensprachen, daß sie die Stadt verließ, es sei, so lange die Seuche währe, zudem verboten, eine Ausnahme könne nicht gestattet werden. Christine widersetzte sich anfangs sanft, dann energischer und bat ihn, ihr ein Schiff zu stellen, da alle Verbindungen zu Lande nach Deutschland und Frankreich wegen der Pest gesperrt waren.

„Sie fürchtet sich vor der Seuche“, dachte Alexander, „sie ist feige!“

Er versetzte, er könne sie allerdings nicht mit Gewalt festhalten, doch sehe er keinen Vorteil darin, daß sie in ein Land des falschen Glaubens, dem sie durch Gottes Hilfe glücklich entronnen sei, zurückkehre. Seine Worte klangen hart, sein Blick ruhte mit zwingender Gewalt auf Christine.

Sie antwortete, gewisse, nicht länger aufzuschiebende Angelegenheiten zwingen sie zu der Reise, aber sobald sie diese Angelegenheiten geordnet habe, sei es für sie selbstverständlich, daß sie nach Rom komme; im übrigen fliehe sie nicht vor der Pest, die sie keineswegs fürchte.

Alexanders Augen ruhten eine Weile fragend auf ihr, endlich aber sagte er sich, daß er diese Frau, die so viel geopfert habe, nicht verletzen dürfe, und versprach ihr ein Schiff für die Reise.

Christine hatte es nicht übers Herz gebracht, ihn um Geldmittel zu bitten. Deshalb schrieb sie ihm nach der Audienz einen Brief, in dem sie ihn bat, für sie bei einem römischen Bankunternehmen zu bürgen.

Alexander las das Schreiben. Das also war der Grund ihrer Abreise, sie wollte sich in der Heimat neue Mittel verschaffen. Er sandte ihr sogleich einen Beutel mit Gold- und Silbermünzen sowie eine Anweisung auf zehntausend Scudi und bat sie um Entschuldigung wegen der Geringfügigkeit dieser Summe, doch sei es ihm gegenwärtig nicht möglich, ihr mit mehr dienlich zu sein.

Auch von anderen Seiten wurde Alexander gebeten, der schwedischen Königin ein Gehalt auszusetzen, damit sie von ihrer Heimat unabhängig werde. Der Papst hatte selbst schon daran gedacht, aber er zögerte, von sich aus Christine diesen Vorschlag zu unterbreiten. Er

beauftragte den Kardinal Azzolini, ihr seine Bedingungen bekanntzugeben: sie selber müsse um eine Pension einkommen, ferner die Erlaubnis der Kardinäle dazu beibringen und in Zukunft ihre Lebensweise ändern, so daß sie dem Heiligen Stuhl und auch sich selber keine Unehre mehr bereite.

Als Azzolini diese letzte Bedingung der Königin übermittelte, überzog eine jähe Röte ihr blasses Gesicht, Zorn flammte in ihren Augen, und sie rief so heftig, daß der Kardinal vor ihr zurückwich:

„Ich verstehe! Seine Heiligkeit beliebt, mich zu tadeln! Jawohl, zu tadeln! Sagt mir, was ich getan habe, was die Mißbilligung Seiner Heiligkeit heraufbeschworen hat? Habe ich diese Feste veranstaltet? Bin ich es gewesen, die Vergnügungen erdacht hat, so daß mir keine ruhige Stunde mehr blieb? Geht, Kardinal Azzolini, geht zu Seiner Heiligkeit und sagt, daß ich mich mit diesen Bedingungen nicht einverstanden erkläre!“

Der Kardinal Azzolini ging, benommen von dem wilden Zornausbruch der blonden Nordländerin, bei der er solche Leidenschaft nicht vermutet hatte.

Christine war außer sich. Ihr wollte man Vorwürfe machen, ihr, die doch allen Grund hatte, selber Vorwürfe über Vorwürfe gegen die anderen, gegen Rom zu schleudern! Wo war sie

hingeraten? Diese Kardinäle! Sie lebten in den Tag hinein und gaben ihr die Schuld an diesem liederlichen Leben! Der Stolz der Gustavstochter bäumte sich auf. Jetzt erst fühlte sie alle Demütigungen, die andere ihr auferlegt hatten und die sie selbst sich auferlegt hatte, wie eine drückende Last. Diese Menschen nannten sich Christen, nannten sich gläubige Katholiken, gaben sich den Anschein der Frömmigkeit und lebten doch nur ihrem Vorteil und ihren Vergnügungen! Wie ganz anders hatte sie sich dies alles in Schweden vorgestellt! Aber aus der Ferne erschienen die Dinge immer in einem verklärenden Licht, das beim Näherkommen zusammenschrumpfte und dem Davorstehenden endlich nicht heller leuchtete als der blakende Kienspan an der Wand in den dunklen Stuben des Nordens.

Sie war einsamer denn je. Alle hatten sie verlassen, ihre spanischen Freunde, an denen sie hing, weil sie durch sie an ihre große, an ihre einzige Liebe erinnert wurde, ihre Begleiter aus Holland, aus Frankreich, aus Deutschland und zuletzt auch ihre schwedischen Landsleute, alle waren sie gegangen.

Zwar war sie nicht mehr mittellos, seit Alexander ihr die Unterstützung gewährt hatte, doch niemals würde sie diese Bedingungen anerkennen, niemals! Was treibt mich fort von Rom? überlegte sie und gab sich selber die Ant-

wort: Daß ich dieses Leben und diese Menschen, die mich enttäuscht haben, nicht mehr ertragen kann! Gewiß, wenn sie das demütigende Joch auf sich nahm, war sie jeder Sorge enthoben, aber sie würde sich nicht dazu entschließen!

Heimweh ergriff sie, eine Sehnsucht, die stärker war als jene andere, die sie früher in der Heimat gequält hatte. Ja, sie mußte die Heimat wiedersehen, ihre Berge und Wälder, Flüsse und Seen, sie mußte sich satt trinken an der reinen Luft des Nordens, dort würde der Druck von ihr weichen, ihre Brust sich weiten, dort würde sie endlich die Freiheit finden, die sie in der Fremde vergeblich gesucht hatte! Sie fühlte das Blut des Vaters in ihren Adern pulsen, das stürmische, vorwärtsdrängende. Sie mußte wieder die düsteren Wolken sehen, die am Himmel dahinjagten wie die Drachenschiffe der Wikinger, sie mußte den Nordlandsturm brausen hören in den endlosen Wäldern Dalarnas, Wermlands und Norrlands! Sie mußte wieder die hellen Sommernächte der Heimat sehen und den Winter mit seinem Flockentanz und klirrenden Frost erleben, wieder durch tiefverschnittene Wälder jagen. Ach, warum hatte sie die Geschenke der Heimat nicht geachtet?

„Ich muß nach Haus, nach Schweden!“ sagte sie fest, und in ihr war eine jubelnde Gewißheit, daß sie dort die Ruhe fände.

Im Hafen von Palo lag das Schiff, das Christine nach Marseille tragen sollte. Der Tag war strahlend. Fast greifbar war der Sonnenglast, der über dem Lande lag. Doch die ewige Stadt war noch in den grauen Mantel der Verzweiflung gehüllt. Noch immer wütete die Pest. Tausende hatte sie schon hinweggerafft, und noch immer streckte sie gierig ihre Arme nach neuen Opfern aus.

Doch Christine sah das alles nicht. Am Tage vor ihrer Abreise schrieb sie einen Brief an den Papst Alexander, in dem sie ihm noch einmal dankte. Aber die Worte kamen ihr nicht aus dem Herzen. Es war der Brief einer Königin, der Tochter Gustav Adolfs. Der alte Mann, der die Tiara trug, er mochte gewiß ein untadeliger Mensch mit einem großen Herzen und von väterlicher Güte sein, doch er blieb für sie der Repräsentant jener Macht, der sie unterlegen war und die ihr in ihrer Pracht und Vielfalt fremd und unheimlich erschien. In einer trotzi- gen Aufwallung gegen die Härte der nordischen Heimat hatte Christine sich dem prunkvoll auf- tretenden Glauben des Südens in die Arme ge- worfen, eine Rebellin gegen das Bekenntnis, das ihrem Vater heilig gewesen war. Gab es denn keinen Trost für sie in diesem Zwiespalt, der sie peinigte? Die Diplomaten der Kurie konn- ten ihr diesen Trost nicht geben. Hinter ihren undurchsichtigen Mienen stand das triumphie-

rende Lächeln von Seelenfängern, die eine Königin zur Strecke gebracht hatten . . .

Als das Schiff den Hafen verließ, warf die Gustavstochter einen letzten Blick auf das entschwindende Land, in das sie so gläubig gekommen war und in dem sie nichts gefunden hatte als Enttäuschungen. Dann wandte sie sich um und schritt langsam an den Bug des Schiffes. Regungslos stand sie dort. Sonnenlicht lag flimmernd auf den blauen Wellen. Christine achtete nicht darauf. Mit sanfter Gewalt zog es ihren Blick nach Norden, wo jenseits des Meeres, jenseits der Alpen die Heimat auf sie wartete.

Wartete?

Nein, die Heimat wartete nicht auf sie. Niemand würde ihr Kommen begrüßen, kein Jubel sie umbrausen. Nur in ernste, fragende, harte Gesichter würde sie blicken, sie, die Abtrünnige, die Verräterin.

Die Heimat wartete nicht.

Aber sie, Christine Wasa, wartete sie nicht auf die Heimat? Die Heimat brauchte sie nicht, aber sie, Christine, brauchte die Heimat! Ihre Gestalt straffte sich. Warmer Glanz lag in ihren Augen. Nein, die Heimat verstieß keinen, den die Sehnsucht davongetrieben hatte und den nun die Sehnsucht wieder heimwärts trieb . . .